Junge Welt

DIE REICHSZEITSCHRIFT DER HITLER-JUGEND

BERLIN
MÄRZ 1942
JAHRGANG 4
HEFT 3

3
Copy

Das Gesicht des deutschen Fliegers

ERZIEHER AKADEMIE DER ADOLF-HITLER-SCHULEN

Zeichnung:
PK.-Kriegsberichter
E. Kretschmann

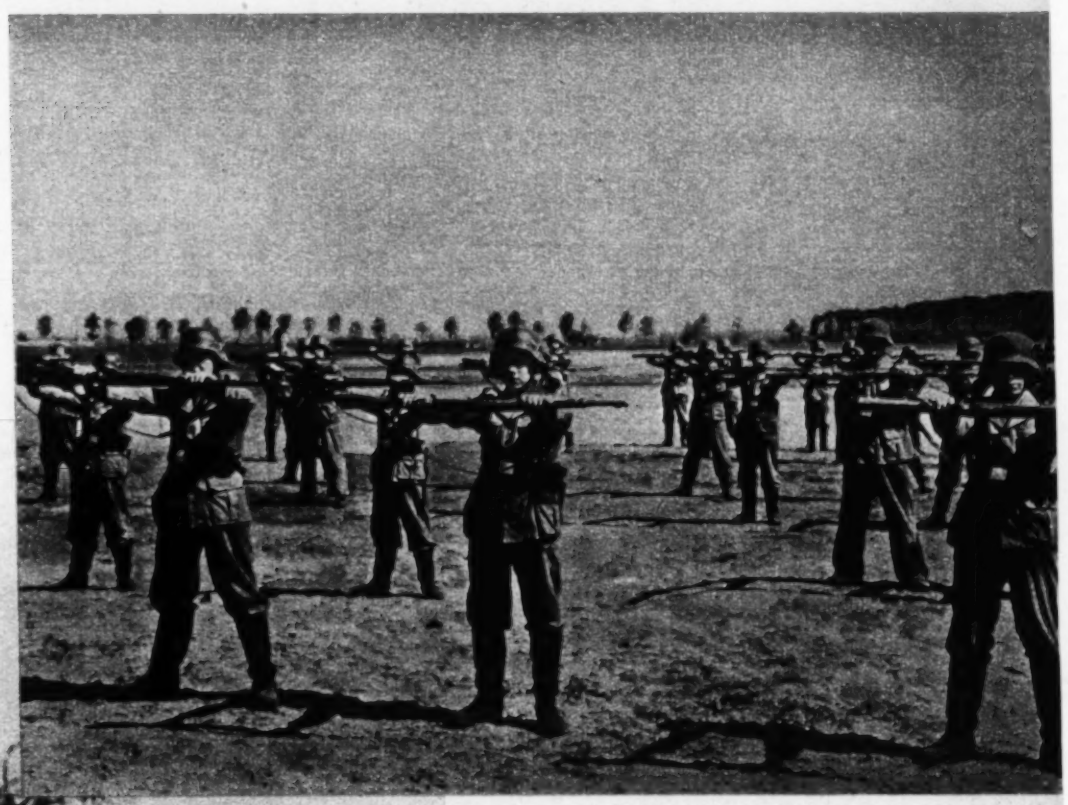
30 Pf.

Besuch beim Fliegerausbildungsregiment

Lies in diesem Heft den Beitrag „Der Weg zum Flieger". Er beantwortet dir die Fragen, die du auf dem Herzen hast!

DER WEG ZUM FLIEGER

Die Liebe jedes deutschen Jungen zur Luftwaffe läßt frühzeitig auch den Entschluß reifen, selbst Flieger zu werden. Wie ist nun der Weg, der gegangen werden muß, um dieses schöne Ziel zu erreichen?
Wenn der Pimpf der Modellflug-Arbeitsgemeinschaft angehört und sich hier schon mit den ersten Grundbegriffen der Fliegerei vertraut gemacht hat, bildet die Übung im Segelflug in der Flieger-Hitler-Jugend die erste Stufe der vormilitärischen Fliegerausbildung, die im NS.-Fliegerkorps dann in gründlicher Weise gepflegt wird.



Mancher Tropfen Schweiß rinnt auf den Sandboden des Exerzierplatzes. Auf ihm kräftigt sich aber die soldatische Disziplin und Manneszucht

Mit einem frohen Soldatenlied auf den Lippen rückt eine Kompanie eines Fliegerausbildungsregimentes zum Gefechtsstand im Gelände aus

Als Soldat der Luftwaffe kann der junge Deutsche entweder der Fliegertruppe, der Luftnachrichtentruppe oder der Flak angehören. Die militärische Grundausbildung ist selbstverständlich auch in der Luftwaffe das A und O der militärischen Erziehung. Während diese für die Luftnachrichtentruppe und die Flak in den entsprechenden Ersatzabteilungen vermittelt wird, kommt der spätere Angehörige der Fliegertruppe in ein Fliegerausbildungsregiment. Hier erfolgt unter Verwertung der bei der Flieger-Hitler-Jugend und dem NS.-Fliegerkorps vermittelten Grundlagen die Rekrutenausbildung, die ja die Basis für die gesamte militärische Dienstzeit bildet. Das Schwergewicht der Rekrutenausbildung liegt auf dem Gebiet der vaterländischen und weltanschaulichen Erziehung. Dazu kommt das Exerzieren, der Schieß- und Gefechtsdienst sowie der Sport.
Im Exerzierdienst ist die Festigkeit der Manneszucht und der militärischen Haltung verankert. Zu ihm gehört auch die Ausbildung mit der Waffe, und zwar am Gewehr, dem leichten MG., der Maschinenpistole, der Pistole, Handgranate und schließlich mit der Gasmaske. Der Schießdienst gibt dem Rekruten frühzeitig

Die Schießausbildung ist ein wichtiger Teil des Dienstes. Wenn der Anschlag geübt und die Zielübungen beendet sind, geht es auf den Schießstand

die Gelegenheit, mit scharfer Munition umzugehen. Der junge Schütze beginnt nun natürlich nicht gleich mehr oder weniger wild in die Gegend zu knallen, sondern lernt ganz systematisch zunächst die Anschlagsarten, um sich dann durch Zielübungen mit Kimme und Korn vertraut zu machen. Denn die Hauptsache beim Schießen ist immer das Treffen. Und so gilt es zunächst, den Rekruten vor Schießfehlern zu bewahren. Ein sehr gutes Mittel ist dabei das Dreieckzielen.

Der theoretische Unterricht wird je nach dem Stoffgebiet und dem Schwierigkeitsgrad sowohl von Offizieren wie von Unteroffizieren abgehalten. Fern von einer rein schulmäßigen Erziehung wird dieser Unterricht so weit als nur möglich aufgelockert. Der Rekrut hat jederzeit die Möglichkeit, sich zu äußern und bekommt die Gelegenheit, kurze Vorträge zu halten. Das nationalsozialistische Gedankengut, das er mitbringt, wird durch Vorträge über politische Tagesfragen und über weltanschauliche Themen vertieft. Die Rekruten erhalten Unterricht über die Pflichten des Soldaten, über die Bedeutung des Fahneneides, über das Verhalten in der Öffentlichkeit, über Körper- und Gesundheitspflege. Unteroffiziere unterrichten sie in der Waffenkunde, im Kartenlesen, über die Bestimmungen des Wachdienstes, über die Abfassung von Meldungen, die ja ganz anders aussehen müssen als etwa kaufmännische Mitteilungen usw.

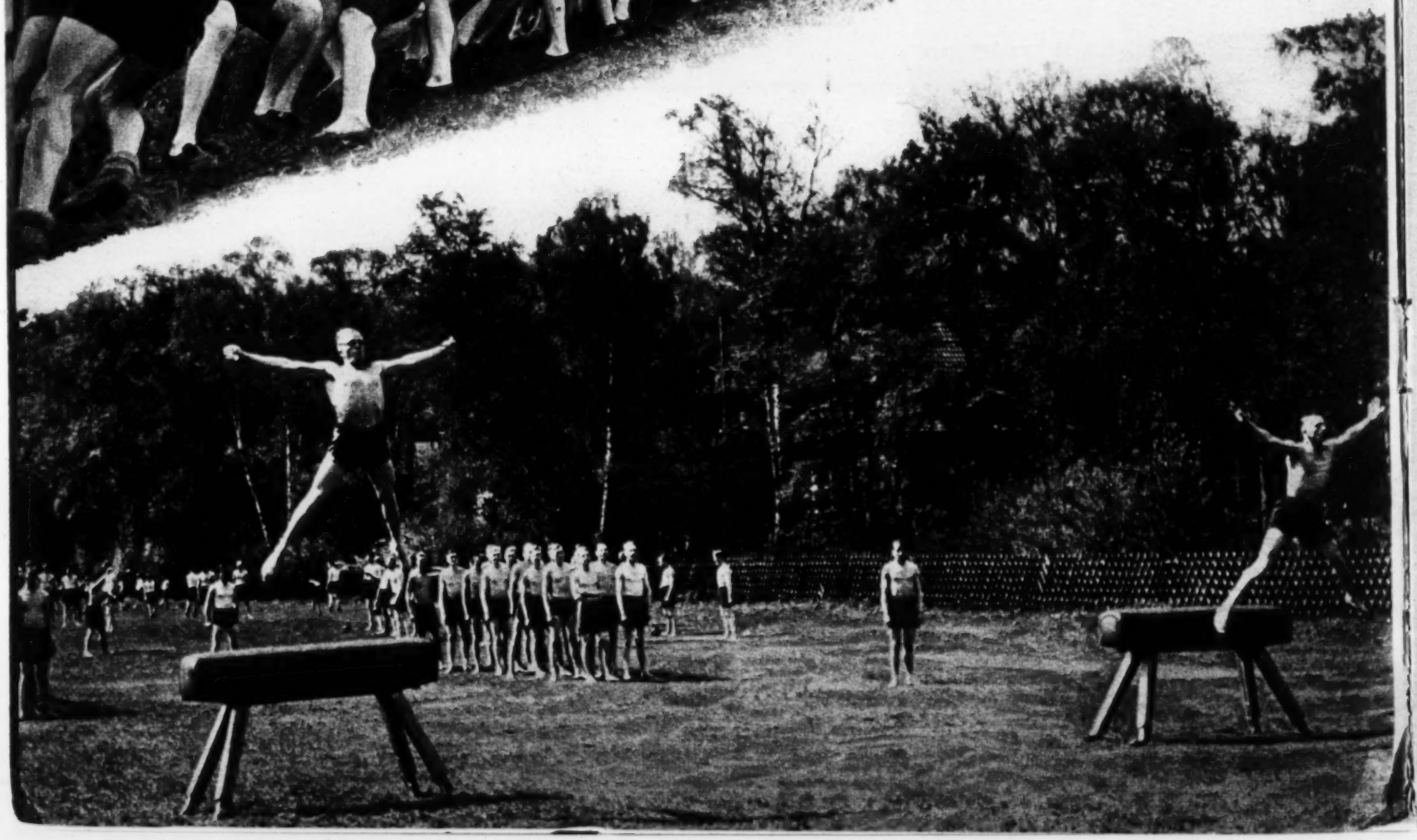
Der Gefechtsdienst macht den Rekruten mit dem kampfmäßigen Verhalten vertraut. Dazu gehört die Orientierung, das Vorgehen des Einzelschützen im Gelände, Entfernungsschätzen und neben manchem anderem mehr die Technik von Stoßtruppunternehmungen.

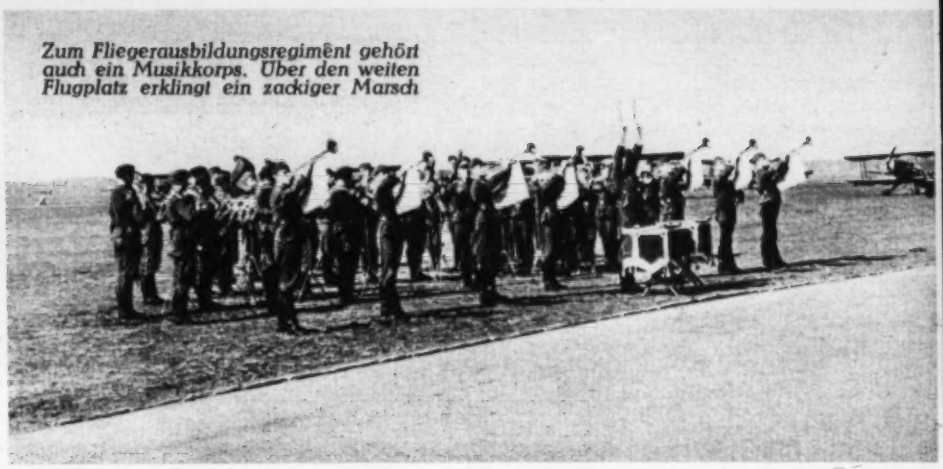
Der Sport, der natürlich auch nicht zu kurz wegkommt, dient der Entspannung. Er umfaßt Turnen und Schwimmen, Boxen und Leichtathletik sowie alle Formen von Gymnastik mit und ohne Gerät.

Hat der Rekrut nach mehrmonatigem Dienst in einem Fliegerausbildungsregiment die Ausbildung ge-

Im frohen Spiel werden die Kräfte gemessen. Langeweile ist in der militärischen Ausbildung ein völlig unbekannter Begriff

Bild unten: Gesunder Sport bietet Entspannung vom Dienst und stählt unsere Soldaten





Zum Fliegerausbildungsregiment gehört auch ein Musikkorps. Über den weiten Flugplatz erklingt ein zackiger Marsch

Mittagspause nach einem anstrengenden Dienst. Es gibt Kartoffelsuppe mit Wurst

nossen, so kann er sich je nach Neigung und körperlicher Veranlagung melden zum fliegenden, fliegertechnischen oder zum allgemeinen Personal. Im fliegenden Personal steht ihm die Ausbildung zum Flugzeugführer, zum Bordfunker, Kampfbeobachter, Bordschützen und Bombenschützen offen. Entsprechend seiner Wahl und Eignung kommt er dann in eine Fliegerschule, in der er seine Spezialausbildung erhält. Das fliegertechnische Personal, für dessen vielseitigen Dienst vor allem technisch interessierte Rekruten (Handwerker) sich eignen, genießt die entsprechende Ausbildung auf den fliegertechnischen Schulen, während das allgemeine Personal (Geräteverwalter, Bekleidungsverwalter usw.) in Sonderlehrgängen geschult wird, die von den höheren Kommandodienststellen eingerichtet sind.

Der Dienst im Fliegerausbildungsregiment, den jeder künftige Flieger ableisten muß, erfährt eine besonders angenehme Abwechslung durch Erlebnisberichte der Offiziere von Fronteinsätzen sowie durch Besichtigungsfahrten. Alle im Westen liegenden Regimenter hatten z. B. Gelegenheit, nach Paris zu kommen. Anderen bot der Besuch der Reichshauptstadt eine Fülle von unvergeßlichen Eindrücken. Jeder Rekrut kann aber auch bei der Besichtigung eines Werkes unserer Luftfahrtindustrie die unermeßliche Kraft der deutschen Luftrüstung kennenlernen und das Werden der Flugzeuge verfolgen.

So ist der Ausbildungsweg des Fliegers in der notwendigen Vielgestaltigkeit abwechslungsreich und interessant. Er verbürgt gründlichste Schulung für die hohen Anforderungen, die der Reichsmarschall an jeden einzelnen seiner Flieger stellen muß, um seiner Luftwaffe stets ihre unbesiegbare Schlagkraft zu erhalten.

Herbert Rudolf

Major Julius Buckler: 2. Fortsetzung

ERNST UDET

ein deutscher Flieger

So haben wir Flieger draußen gestanden. Tag um Tag, Woche für Woche, Monat um Monat und Jahr für Jahr. Zwischen Freude und Leid, zwischen Sieg und Niederlage, zwischen Tod und Leben. Immer aber mit einer heiligen Glut in unseren jungen Herzen, mit der durch nichts zu erschütternden Liebe zum Vaterland und mit der inneren Bereitschaft, unsere soldatischen und insbesondere unsere fliegerischen Ideale nicht nur vorzuleben, sondern wenn notwendig auch jederzeit vorzusterben.

Und dann kam das bittere Ende. ... Unfaßbar für uns, die wir bis zuletzt gekämpft haben. Ein Friede kam, den keiner von uns verstand.

Eines Tages hielt auch Udet ein nüchternes Stück Papier in der Hand, auf dem in dürren Worten stand, daß der Oberleutnant d. R. Ernst Udet, von der Fliegerersatzabteilung III in Gotha zur Jagdstaffel 4 kommandiert, am 18. November 1918 nach München entlassen sei. Damit ging scheinbar — wenn auch nur äußerlich — die Soldatenzeit eines der tüchtigsten Männer, die unser deutsches Volk je geboren und die der harte Weltkrieg ins Rampenlicht der Öffentlichkeit gestellt hatte, zu Ende.

Aber eben doch nur scheinbar. Im Innern gar nicht und nicht einmal im Äußeren ganz.

Ernst Udet war Flieger mit Leib und Leben. Darum litt er wohl schwer an dem unglückseligen November 1918, aber er zerbrach nicht an ihm. Im Gegenteil. Nun erst recht zeigte sich ganz der Mann und Kämpfer in ihm. Er begann für die Idee der Fliegerei zu kämpfen. Er tat es, indem er flog. Und er flog immer.

Seine erste fliegerische Tätigkeit nach dem November 1918 war geboren aus dem Geiste der Frontkameradschaft. Wer Ernst Udet gekannt hat, versteht ohne weiteres, daß er gar nicht anders handeln konnte. Er war eben immer Soldat, und er war mit seinen Gedanken immer bei seinen Kameraden. Bei den toten zuerst und auch bei den lebenden. Liegt nicht die ganze Weichheit eines in Not und Tod hart gewordenen Mannes, der von außen zwar noch jung, im Innern aber trotzdem schon betagt war, in den wunderbaren Worten, mit denen Ernst Udet selbst seinen Besuch bei dem Vater seines gefallenen besten Jugendfreundes Otto Bergen schildert?

„Nachmittags gehe ich zu Bergens. Länger kann ich den Besuch nicht mehr aufschieben. Das Mädchen führt mich gleich ins Wohnzimmer, wo der alte Bergen hinter einer Zeitung sitzt. Er ist ganz allein, Hans und Klaus stehen im Felde, und seine Frau ist längst tot. Er läßt das Blatt sinken und sieht mich über seine Kneifergläser hinweg an. Sein Gesicht ist erschreckend alt geworden, ganz tot, der weiße Spitzbart hängt wie ein verschneiter Eiszapfen herunter.

Wie arm ist man vor dem Schmerz eines anderen! — „Ich wollte ..." sage ich ... „wegen Otto ..." stammele ich.

Er winkt ab.

„Laß gut sein, Ernst, du wolltest Otto noch mal besuchen."

Er steht auf und schüttelt mir die Hand. „Komm!"

Er öffnet die Tür und steigt vor mir die Treppe hinauf. Wir stehen in Ottos Zimmer, dem Mansardenstübchen, das er als Schüler bewohnt hat.

„So", sagt der alte Bergen und deutet mit einer flattrigen Handbewegung ringsum. „Du kannst dir das alles ansehen."

Dann dreht er sich um und geht hinaus, seine Schritte klopfen immer matter die Treppe hinunter. Ich bin allein mit Otto.

In der kleinen Stube ist alles noch wie damals. Auf dem Vertiko und auf dem Bücherbrett stehen die Flugzeugmodelle, die Otto selbst gebaut hat. Sie sehen wunderbar aus, diese Modelle, alle bekannten Typen von damals sind vertreten, bis ins kleinste genau nachgebildet; aber wenn sie fliegen sollten, sackten sie nach unten weg wie Steine. Vor zehn Jahren war das.

Ich trete an das Kinderpult mit der grünen, tintenbefleckten Bespannung und schlage den Deckel hoch. Ja, da liegen sie noch, die blauen Schulhefte, die Tagebücher des „Aero-Club München 1909". Zwischen zehn und dreizehn Jahren waren die Mitglieder alt. Jeden Mittwoch war gemeinsamer Modellbau auf unserem Speicher, jeden Sonnabend großes Flugmeeting am Stadtbach oder an der Isar. Ottos Apparate sahen immer am schönsten aus, aber meine, häßlich wie nasse Spatzen, flogen am weitesten. Irgendwie hatte ich den Kniff weg. Und alles hatte er, der Schriftführer des Klubs, in seiner sauberen, schönen Kinderhandschrift aufgezeichnet. „Der Aviatiker Herr Ernst Udet erhielt den Ersten Preis für die gelungene Kanalüberquerung seines Modells U II", steht da, denn meine Type war ohne Havarie über die Isar hinweggeflogen.

Es liegt alles so ordentlich nebeneinander, als hätte er aufgeräumt, bevor er für immer wegging.

Da sind die Briefe, alle Briefe, die ich ihm geschrieben habe, in kleine Bündel gepackt und mit Jahreszahlen versehen. Ganz oben drauf liegt der letzte. Der Umschlag ist noch neu. Es steht darin, daß es mir endlich gelungen ist, ihn für meine Staffel freizubekommen. „Hurra, Otto!" schließt der Brief.

Da liegen die Zeichnungen, die rechte Hälfte hat immer er gemacht, die linke ich, dort die Photographien ... Alle Bilder sind beisammen, von den ersten dummen Kinderbildern an. Sogar den „Flugtag von Niederaschau" hat er aufgehoben. Ich sprang mit dem ersten, selbstkonstruierten Gleitflugzeug des Aeroclubs in die Luft, stürzte zur Erde, der Vogel brach sich den Schnabel, und Willi Götz, unser Vorsitzender, erklärte den Niederaschauern, der Erdmagnetismus in ihrer Gegend sei zum Fliegen zu stark. Dann Gruppenbilder aus der Zeit der ersten Tanzstundenliebe, und dann der Krieg, und wieder ich als Motorradfahrer, im ersten Fliegerdreß, nach dem ersten Abschuß.

Eine Aufnahme aus dem Jahre 1940

Unter jedem Bild das Datum und in Rundschrift mit weißer Tinte die Inhaltsangabe. Er hat mein Leben mitgelebt.

Es ist etwas Seltsames um eine Jungenfreundschaft. Wir hätten uns eher die Zungen abgebissen, als auch nur mit einem Wort angedeutet, daß wir uns gernhaben. Erst jetzt sehe ich alles vor mir.

Ich klappe den Pultdeckel zu und steige die Treppe hinunter. Der alte Bergen sitzt schon wieder hinter seiner Zeitung. Er steht auf und gibt mir die Hand, eine Hand ohne Druck und Wärme.

„Wenn du etwas von Ottos Sachen haben willst, Erni", sagt er, „du kannst dir nehmen, was du magst. Er hat dich ja am liebsten von seinen Freunden gehabt."

Er wendet sich ab und beginnt, an seinem Klemmer zu putzen. Ich habe keinen Klemmer, mir laufen ein paar Tränen übers Gesicht. Eine Weile stehe ich noch allein im Treppenhaus, ehe ich auf die Straße hinaustrete.

Ich war einundzwanzig Jahre alt damals, und Otto Bergen war mein bester Freund." —

Aus dieser inneren Verbundenheit mit seinen toten und lebenden Kameraden war also auch sein Fliegen nach der Revolution erwachsen. Konnte er schon denen nicht mehr helfen, die in den Soldatengräbern einem besseren Morgen entgegenschlummerten, so wollte er doch wenigstens durch seine Arbeit das Los derer erleichtern, die durch die brutalen Bestimmungen des Feindes noch in Kriegsgefangenschaft schmachteten.

Mit seinem Freunde Greim saß er oft und oft in einer ganz einfachen Stube, die aus Kohlenmangel nicht geheizt werden konnte, die nicht einmal elektrisches Licht hatte, und brütete darüber nach, wie er den Kriegsgefangenen am besten helfen könne.

Eines Tages war sein Entschluß gefaßt. „Wir werden wieder fliegen", sagte er zu Greim und entwickelte dann seinen Plan.

Schon am nächsten Morgen waren beide auf dem Büro der Kriegsgefangenenfürsorge. Sie wollten Luftkämpfe zugunsten der Gefangenen veranstalten, Luftkämpfe, Kunst- und Schauflüge. Man war zunächst skeptisch. Wohl war die Kriegsgefangenenfürsorge grundsätzlich einverstanden, aber die Beschaffung von Maschinen würde sicherlich Schwierigkeiten verursachen. Doch Udet brachte den Mut zu einer entscheidenden Tat auch hier auf. Er wußte, daß in Bamberg ganz neue Maschinen standen, die noch nicht abgeliefert waren.

So fuhren sie nach Bamberg hinaus. Es war an einem kalten, freudlosen Tage. Die Apparate standen in einer leeren Fabrikhalle, einer neben dem andern, sie warteten auf die Ablieferung an die Entente. Denn so wollte es das trostlose Ende des Krieges. Das Herz blutete jedem Flieger dabei.

Sie verhandelten lange mit dem Materialverwalter. Schließlich gelang es ihnen, zwei Apparate loszueisen. Eine Fokker D 7 für Greim, einen Fokker Parasol für Udet. Und vierzehn Tage später leuchtete es von allen Plakatsäulen in München: „Luftkämpfe auf dem Oberwiesenfeld. Der Pour-le-Mérite-Flieger Ritter von Greim gegen Oberleutnant Ernst Udet."

Sie kamen zu Tausenden und Zehntausenden. Es wurde ein großer Erfolg für die Kriegsgefangenenhilfe.

„Eigentlich", sagte Greim eines Tages, „ist es doch scheußlich: das, was wir draußen im Ernst betrieben haben, jetzt so zur Schau zu stellen ...

„Aber wir fliegen wieder", sagte Udet. Und dies eine Wort kennzeichnet den Menschen und Soldaten Ernst Udet besser als die langatmigste Biographie.

Sie flogen Sonntag für Sonntag. Immer in einem anderen Ort, rund um München herum, in ganz Bayern. Die Leute kamen und zahlten, und die Kriegsgefangenenfürsorge war sehr zufrieden mit ihnen. Wenn sie landeten, waren sie von Neugierigen umringt, die wissen wollten, wie es draußen im Stahlgewitter des Krieges gewesen war.

Aber wenn sie in der Luft waren, sie beide, Udet und Greim, dann hatten sie das alles vergessen. Sie steigerten sich in der Hitze ihrer Schaukämpfe in solche Erregung hinein, daß es sogar zu Unfällen kam. Udet hat selbst erzählt, daß Greim nicht nur ein ebenbürtiger Gegner war, sondern daß er seine Schauflüge so flog, als wäre es Ernst und kein Spiel. Einmal, in Tegernsee, verfolgte er Udet so hitzig, daß er die Hochspannungsleitung übersah. Sein Flugzeug verfing und überschlug sich, schug dann auf den See und versank. Greim selbst blieb zwar unverletzt. Aber

Dem Gedenken Richthofens! Anläßlich des 22. Todestages Richthofens fanden am Grabe des großen Fliegerhelden des Weltkrieges auf dem Invalidenfriedhof zahlreiche Kranzniederlegungen statt. Das Bild zeigt General der Flieger Udet (legte für das Weltkriegsgeschwader den Kranz nieder), Oberst Junk (im Auftrage des Reichsmarschalls Hermann Göring) und Oblt. Behlau (für das im Felde stehende Geschwader Richthofen)
21. 4. 1940

mit der Fliegerei war es zu Ende, denn ein Ersatzapparat war nicht zu beschaffen.

Doch damit war der Wille zum Fliegen nicht gebrochen. Udet hatte gehört, daß die Rumpler-Werke einen Flugdienst München—Wien einrichten wollten. Es war selbstverständlich, daß er sich als Pilot meldete. Ergötzlich ist zu lesen, wie Udet in seinem Buche über diese Tätigkeit berichtet:

„Es ist eine große Sache. Auf dem Oberwiesenfeld haben sich zum Start die Spitzen der Behörden eingefunden. Spiegelnde Zylinderhüte, rosig schimmernde Glatzen — und Reden, die volltönend übers Feld rollen.

Es wird geknipst, gefilmt und viel Hände geschüttelt. Dann fliegen wir ab. Wir sind drei Piloten, Doldi, Basser und ich. Die Apparate sind alte umgebaute Militärmaschinen, nicht sehr bequem und reichlich schwach auf der Brust.

Unterwegs macht sich ein Gegenwind auf. Sieben Sekundenmeter nur, aber unsere Vögel können schwer gegen ihn an, bleiben in der Luft stehen. Schließlich geht uns allen das Benzin aus, wir müssen notlanden. Keiner erreicht an diesem Tage Wien.

Dort aber warten draußen auf dem Flugplatz Aspern die Vertreter der Stadt und der höchsten Staatsbehörden. In Bratenröcken und spiegelnden Zylindern warten sie, volltönende Reden in der Kehle. Sie warten bis zum Abend, aber wir kommen nicht. Vergrämt gehen sie nach Hause.

Am nächsten Morgen erst sind wir über der Stadt. Wir umkreisen den Stephansturm, Doldi wirft Flugzettel ab: „Der Erste Internationale Luftverkehr Deutschland—Österreich durch Landung dreier Verkehrsdoppeldecker in Aspern soeben eröffnet."

Aber es kommt niemand mehr hinaus. Wir landen allein und unbeachtet.

Den Tag darauf soll der Rückflug stattfinden, diesmal ohne Feier.

Vor den Flugzeughallen eine Anzahl ausländischer Offiziere. Die Entente-Kommission. Einer tritt auf uns zu, erklärt: „Ihre Apparate sind beschlagnahmt. Flugzeugeinfuhr und -ausfuhr ist in Österreich verboten nach dem Vertrag von Saint-Germain."

Wir protestieren, wir sprechen erregt auf ihn ein. Er dreht uns den Rücken.

Ich will meine Brille noch aus dem Apparat holen. Ein kleiner, gelbgesichtiger Mann baut sich davor auf, nicht einmal mehr hineinsehen darf ich.

Die Teilnehmer des ersten internationalen Fluges München—Wien fahren mit der Bahn zurück.

Die Herren von der Entente-Kommission lachen. Aber ich kann auch das beim besten Willen nicht komisch finden."

Das war also ein Fehlschlag gewesen. Aber auch dadurch ließ sich Udet nicht irremachen in seinem Willen, den Gedanken der Fliegerei im deutschen Volke hochzuhalten auch in schlimmster Zeit. Schon hatte er wieder einen neuen Trumpf in der Hand.

Merkwürdig genug ist, daß ihm ein Amerikaner zu diesem Trumpf verhalf. Natürlich nicht aus Liebe zu Udet oder gar zum deutschen Volk, sondern lediglich des Geschäftes wegen, das er sich von dem Einspannen des Namens Udet in seine Pläne versprach. Udet wußte das wohl, ging auf die Vorschläge des Mister William Pohl aus Milwaukee aber dennoch ein, weil er sich abseits von dessen geschäftlichen Interessen für seine fliegerischen Absichten Nutzen aus dieser Tätigkeit versprach.

So wurde der „Udet-Flugzeugbau" ins Leben gerufen. Mit den Vorarbeiten wurde sofort begonnen. Ein Schuppen wurde in Milbertshofen gemietet, zwei Arbeiter und ein Ingenieur eingestellt und der Bau des ersten Modells begonnen.

Da kam am 15. Juli 1921 eine Nachricht wie ein Keulenschlag: Die „siegreiche" Entente hatte aus Angst vor dem doch angeblich so gründlich „besiegten" Deutschland jeglichen Flugzeugbau innerhalb des Deutschen Reiches verboten.

Auch das konnte Udet nicht kleinkriegen. Er ging zu Mister Pohl ins Hotel. Dieser zuckte nur stumm die

Achseln. Von Udets Lippen aber kam das stolze Wort: „Ich werde das Risiko tragen."

„Verbotener Bau wird streng geahndet mit Geldstrafen und Gefängnis." Ernst überlegte keinen Augenblick: „Ich wage es dennoch."

Sogar der Amerikaner konnte ob dieses Wortes seine Hochachtung vor dem stolzen Deutschen nicht verbergen: „Das habe ich von Ihnen erwartet."

Und schon war Udet wieder am Werk. Er setzte seine „Jungens" davon in Kenntnis, daß „die Sache schiefgehen könne". Aber keiner sprang ab.

In einem Raume, dessen Fenster blau gestrichen wurden, so daß Licht wie in einem Grabgewölbe herrschte, arbeiteten sie. Fußangeln legten sie vor die Fenster. Eine geheime Klingelanlage wurde montiert, um jeden zu melden, der das Gartentor durchschritt.

Eines Morgens kam ein Arbeiter zu Udet und erzählte ihm, daß ihn ein Herr angesprochen, zu einem Glase Bier eingeladen und alles bezahlt habe. So ganz nebenbei sei er auch gefragt worden, was sie denn da draußen machten. „Schlösser", war die Antwort dieses prächtigen Arbeiters. „Schlösser, wieso Schlösser?" fragte der neugierige Fremde weiter.

„Schlösser fürs Maul!" platzte der Arbeiter heraus, stand auf und ging. Aus diesen Worten spricht die gleiche anständige Gesinnung, die den deutschen Arbeiter in entscheidenden Stunden trotz all seiner damaligen internationalen Beeinflussungen noch immer ausgezeichnet hat, jene anständige Gesinnung, die das Gros der deutschen Arbeiter nach dem wunderbaren Wort Karl Brögers zu dem gemacht hat, von dem es heißt: „Herrlich offenbarte es erst deine größte Gefahr, daß Deutschlands ärmster Sohn auch sein getreuester war."

Als trotz aller Vorsicht der Boden für die Männer vom Udet-Flugzeugbau zu heiß geworden war, sprang Scheuermann, Jagdflieger wie Udet, ein. Er hatte draußen in Ramersdorf eine Fabrik für Bienenkästen und Hühnerställe. Selbstverständlich hatte er Interesse für „Vogelzucht".

Und in Scheuermanns Hühnerställen wurde der „Vogel" ausgebrütet.

Es war einer der größten Tage in Udets zweifellos bewegtem und an Erfolgen reichem Leben, als das erste Flugzeug trotz aller Schikanierungen durch die Entente endlich fertig war und Udet aus Trotz und Empörung gegen die infame, diskriminierende Anordnung der Entente, daß das unterlegene Deutschland keine Flugzeuge bauen dürfe, dennoch flog. Dieses trotzige „Dennoch!" ist überhaupt ein Meilenstein in Udets Fliegerleben.

Wie stolz Ernst Udet an diesem Tage war, trotz aller Mängel, die dem ersten Produkte des „Udet-Flugzeugbaues" anhafteten, sollen seine eigenen Worte künden:

„Ich klettere hinein. Der Tourenzähler ist so weit vom Führersitz entfernt, daß man ihn nicht mehr erkennen kann. Der Propeller wird angeworfen, der Vogel windet sich in epileptischen Krämpfen, aber schließlich steigt er doch. Der Dreißig-PS-Haacke-Motor schüttelt die kleine Kiste, daß ich die Verwindungsklappen nicht mehr unterscheiden kann. Alles vibriert, als sei der Weg durch die Luft mit Kopfsteinen gepflastert.

Aber doch fliege ich. Ich fliege zum erstenmal wieder seit zwei Jahren."

(Fortsetzung folgt)

Klarschiff zum Gefecht

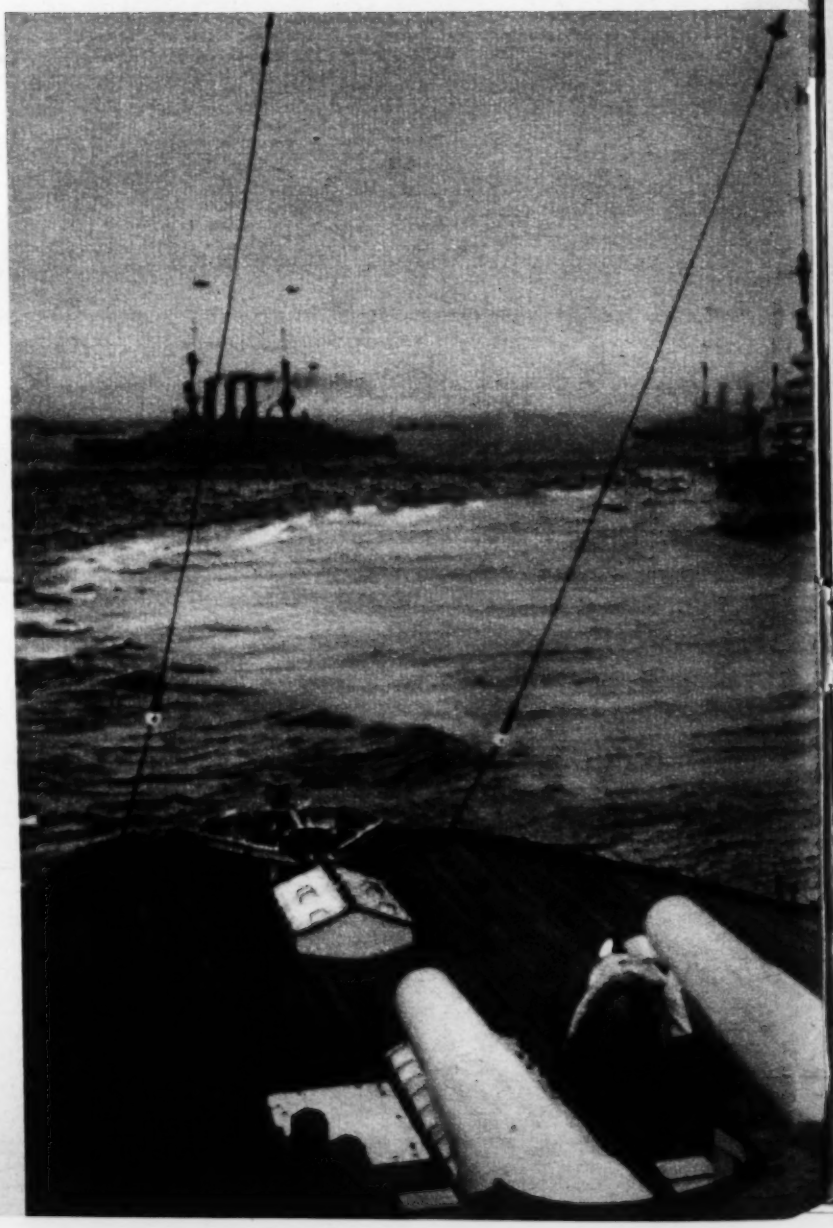
Die Probe aufs Exempel der höchsten Bereitschaft aller Kriegsschiffbesatzungen und darauf, ob auch ein jedes Rädchen sich eingespielt hat während langer anstrengender Übungswochen in dem großen und komplizierten Mechanismus des Schiffes auf die letzte Phase des Ernstfalles . . .

. . . Hochauf gellen Trommel und Horn durch sämtliche Räume der schwimmenden Burg, die ihr Kommandant prüfen will — und in den ersten Augenblicken nach dem Alarm erscheint es dem Zuschauer, in einem Tollhaus zu sein; quirlt doch alles wild durcheinander, stiebt ein Teil der Mannschaften hierhin, der andere dorthin — ohne jedes System, wie man zunächst glauben möchte — —

Aber nach ganz kurzer Zeit schon sind die Wogen des Durcheinanders geglättet, sind die Geschützbedienungen an ihren Geschützen und befreien diese von ihren „Zurrings"; damit die Türme gedreht werden können, wird das Schußfeld freigemacht, werden Geländer, Ventilatorköpfe oder was sonst noch im Wege ist, weggenommen, sinkt der Flaggenstock achtern — der Göschstock vorn — und geht die Gefechtsflagge an der Gaffel des Großmastes hoch — —

Die „Munitionsmänner" sind längst in den Kammern unter Deck und beginnen die Bereitschaftsmunition zu fördern, wobei bei den 15-Zentimeter-Geschützen bei jedem „Kanon" stets eine bestimmte Anzahl von Granaten und Kartuschen auf wollenen Decken bereitgelegt wird. — Die Feuerlöscheinrichtung wird angestellt und das Oberdeck wird noch einmal unter Wasser gesetzt, teils zur Probe auf das Funktionieren der Hydranten und Schläuche, teils um den Boden für evtl. Brandgefahr etwas „vorzufeuchten".

Das Torpedopersonal setzt die Gefechtsköpfe auf ihre so sorgsam behüteten und in allen ihren maschinellen Teilen immer und immer wieder „überholten", d. h. gefetteten und geölten Torpedos, und das technische Torpedo-Personal wieder füllt die Luftkessel auf hohen Druck, um ihren „Zigarren" die höchste Laufstrecke zu gewährleisten.



Die Gefechtsverbandplätze werden unter Aufsicht der Ärzte, Sanitäts-Maate und -Gasten eingerichtet — und das Lecksicherungspersonal legt sich das Gerät sowie das bereits vorbereitete Balken- und Brettermaterial, Keile usw. zum Abstützen der Schotten zur Hand und besetzt die Posten zum sofortigen Schließen der wasserdichten Türen. Die Ventilationsschieber werden geschlossen, damit nicht Wasser durch die Lüftungs- und sonstigen Schächte und Räume eindringen kann, die bei etwaigem Wassereinbruch noch verschont geblieben sind — und Posten zum augenblicklichen Anstellen der Ventilation stehen bereit für den Fall, daß Räume durch krepierende Granaten vergast worden sind. Weiter werden dann noch die Reserve-Ruderstellen besetzt für den Fall, daß die Übertragung von der Hauptruderstelle des Schiffes aus — dem Kommandostand — nach der Rudermaschine hin, die sich achtern im Schiff beim Steuerruder selbst befindet, irgendwo unterbrochen werden sollte.

Besondere Posten ziehen ferner auf an den Maschinentelegraphen und an den Sprachrohren sowie an den Befehlsübermittlungsapparaten für die schwere und mittlere Artillerie — Signalflaggen werden auf und unter Deck bereitgehängt, sämtliche Beobachtungsstellen auf dem Schiff eingenommen, und weiter werden auch noch besondere Gefechtssignalstellen unter Panzerschutz und auf der Brücke eingerichtet...

Da der I. Offizier der Verantwortliche für jegliche Art des Sicherungsdienstes ist, so hält dieser sich mit den Leitern des Sicherungsdienstes in der „Zentrale" des Schiffes auf, wohin von da ab sämtliche diesbezüglichen und auch alle Hauptmeldungen über den Stand des Gefechts gehen, damit der „I. O." — der Dienstälteste nach dem Kommandanten — ständig ebenfalls über alles orientiert ist, um bei evtl. Ausfall dieses sofort den Befehl über das Schiff übernehmen zu können. Ein Standort, deshalb so weit entfernt von der Brücke, d. h. dem gepanzerten Kommandostand, ab, gewählt, damit die beiden höchsten Offiziere an Bord nicht etwa zusammen „ausfallen".

In dem nicht allzu großen, stark gepanzerten „Kommandostand" nun, in dem sich sämtliche wichtigen Befehlsapparate befinden, sind im Gefecht — um auch dies gleich mitzuerwähnen — stationiert außer dem Kommandanten: die Rudergänger und Maschinentelegraphenposten, der Navigationsoffizier mit Steuermann und Kartenmaterial, um Kurs und Fahrt festzusetzen, der Torpedooffizier am Visierapparat und der eine der beiden Artillerieoffiziere mit Entfernungsmesser nebst Befehlsübermittlern zu den anderen an Bord befindlichen Entfernungsmeßapparaten, Artilleriestellen usw. —

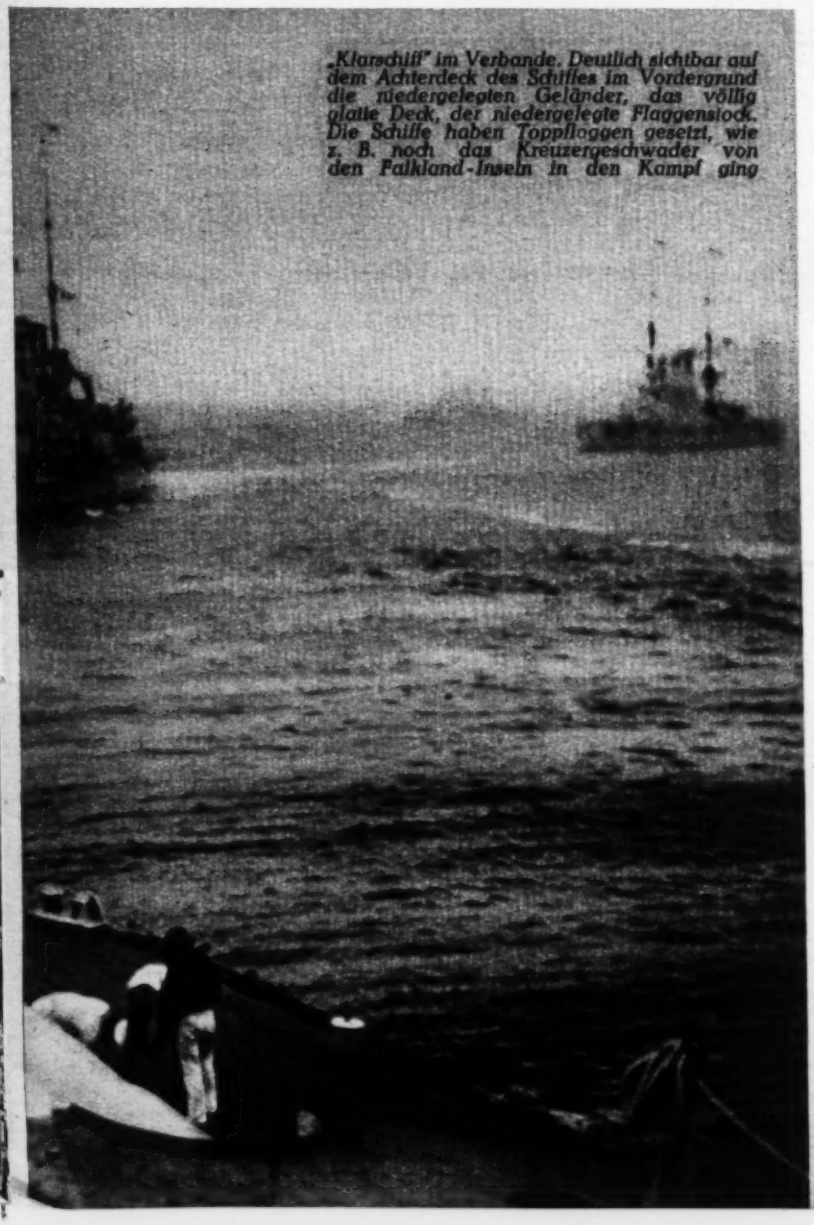
Doch jetzt zur Übung „Klarschiff", nachdem nunmehr von den Offizieren und Mannschaften alle ihre Stationen eingenommen worden sind und dem Kommandanten die Meldung über die Gefechtsbereitschaft des Schiffes erstattet worden ist, — vom Augenblick des Alarms ab, wie schon erwähnt, ein Zeitunterschied von einigen Minuten! Der Kommandant stellt jetzt eine Aufgabe, deren Ausführung er selbst überwacht und wobei von ihm allerlei Gefechtsstörungen eingelegt werden — wahllos und völlig unvorhergesehen für jeden der Verantwortlichen und Beteiligten: die Maschinen, das Ruder, die Geschützbedienungen betreffend, die an ihren Geschützen „verwundet" werden, demnach ausscheiden usw. — ersetzt werden müssen, bzw. nicht zu ersetzen sind, worauf der Rest der Bedienung allein mit dem Geschütz fertigwerden muß. Es erfolgen „Wassereinbrüche" durch Torpedo- und Geschoßtreffer — Räume sind „vergast" und müssen durchventiliert werden, wobei — nebenbei bemerkt — diese Vergasung tatsächlich stattfindet, um die Leute an das ordnungsmäßige Tragen der Gasmasken und an das Arbeiten hiermit vertraut zu machen, und dgl. Übungen mehr.

Und während einer „Gefechtspause" wieder werden die „Verwundeten", die bis dahin von ihren Kameraden nur „Notverbände" erhalten hatten, an die Verbandplätze abtransportiert und dort nach den ihnen beigegebenen Täfelchen, die die Art ihrer Verwundung anzeigen, weiter„behandelt". — Feuer bricht aus und muß gelöscht werden, z. T. eine recht schwierige Materie; das Schiff ist durch Torpedotreffer leck geworden — im Signaldienst gibt es Störungen, die Flaggleinen sind hier und da „zerschossen" und müssen schleunigst ausgebessert oder durch neue ersetzt werden — Schüsse in den Schornstein weiter beeinträchtigen den „Zug" und damit die Fahrt, also gilt es auch dort, dringendst zu „flicken". Dann wieder fallen einzelne Personen mit besonderen Funktionen aus — der Kommandant selbst —, und der „I. O." springt ein. Bis dieser aber aus der „Zentrale", die gesichert tief unten im Schiff liegt, heraufkommt, vergeht eine Weile, und ein anderer Offizier übernimmt derweilen die Führung des Schiffes, und wäre das auch nur ein plötzlich bestimmter Fähnrich zur See...

Plötzlich ist der ganze Kommandostand durch Treffer zerstört — mit dem gesamten Personal und allen seinen Apparaten! — Worauf die Schiffsleitung auf den vorderen Turm übergeht, als des Schiffes beste Sicht im Gefecht, und weil dieser Turm auch direkte Verbindung mit der Zentrale hat, so daß von diesen Stellen aus sämtliche Befehle überallhin im Schiff gegeben werden können. — Oder die Artillerieleitungen sind zerschossen: ein Moment, in dem die Türme und die Mittelartillerie „selbständig" werden und von wo ab die Turmkommandeure, Artillerieoffiziere und Geschützführer, auf eigene Verantwortung handeln.

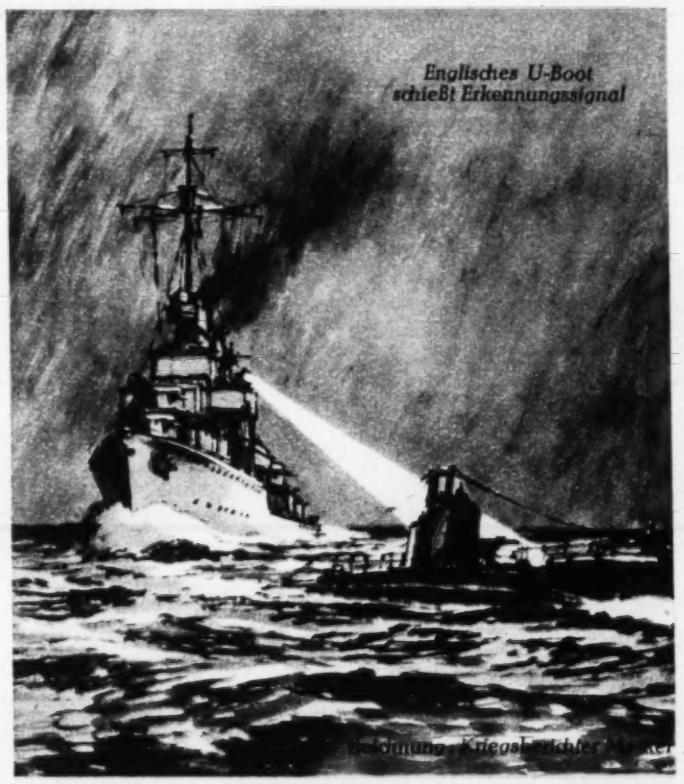
Schluß der Übung — „Besprechung" — Kritik über alles Getätigte und „Gesehene". — Eine Kritik, in der aber auch nicht das Geringste vergessen wird ... zum Nutzen und zum Ansporn aller Beteiligten, Chargen wie Mannschaften, an deren Intelligenz und kurze Entschlußfähigkeit die höchsten Anforderungen gestellt werden, um bei jeder Übung noch eine Erhöhung zu erfahren, um das gesamte Personal für jede Lage weiter vorzubereiten. —

So z. B. über die Leistungen der Artillerie. Auf einer Tafel hat der I. Artillerie-Offizier die Entfernungen zum Feuereröffnen eingetragen, die Korrekturen für eigene Fahrt und die vom Gegner ermessene sowie die Lage der Aufschläge — die Zeit, die er zum Einschießen gebraucht hat und wie nach diesen Feststellungen das Wirkungsschießen durchgeführt ist —, wie daraufhin die Schüsse „lagen", ob weit, ob kurz, ob links oder rechts deckend usw. — Und weiter berichtet jeder Geschütz- und Gruppenführer, welche Störungen in seinem Bereich aufgetreten sind, was er zur Beseitigung dieser Störungen angeordnet



„Klarschiff" im Verbande. Deutlich sichtbar auf dem Achterdeck des Schiffes im Vordergrund die niedergelegten Geländer, das völlig glatte Deck, der niedergelegte Flaggenstock. Die Schiffe haben Toppflaggen gesetzt, wie z. B. noch das Kreuzergeschwader von den Falkland-Inseln in den Kampf ging

hat, wie etwaige Personalausfälle von ihm ergänzt worden sind oder welche Folge sie gehabt.
Die „Leckbekämpfung" — eine äußerst wichtige Frage beim Schiff in der Schlacht — kommt jetzt unter anderem an die Reihe: Welche Meldungen sind da gekommen? Konnte das Schiff im äußersten Notfall noch schwimmfähig erhalten — oder mußte etwa der Befehl gegeben werden: „Alle Mann aus dem Schiff!"? — Und wie wurden hierbei nun zuerst die Verwundeten in Sicherheit gebracht — wie stand es mit der Bereitstellung von Flößen und sonstigem Rettungsmaterial, leeren Kartuschhülsen usw.?
Alles Fragen, wie man sieht, zur Erziehung der Selbständigkeit, doch von großer Wichtigkeit für den Seemann, weil keine Lage auf See jemals der anderen gleicht und solche „Lagen" daher hier nie „eingepaukt" werden können: Im Notfall muß jeder selbst den richtigen „Dreh" finden und fähig sein, sich auch aus den unangenehmsten Situationen herauszuziehen ...
Zum Schluß noch eins: „Klarschiff" gibt es nicht nur auf dem einzeln fahrenden Schiff, sondern auch „im Verbande", um damit auch noch andere Übungsmöglichkeiten



Englisches U-Boot schießt Erkennungssignal

zugrunde legen zu können und dem Ernstfall auch in dieser Beziehung gerecht zu werden. Übungen, die äußerst schwierig sind und die immer und immer wieder Tag und Nacht durchprobiert werden müssen.
Den Erfolg dieser systematischen Schulung der deutschen Flotte durch Männer wie Tirpitz, den Prinzen Heinrich von Preußen, vor allem aber den Großadmiral von Koester, sahen wir nachher in der Schlacht. Denn kein Schiff war z. B. vor dem Skagerrak genötigt, aus der Schlachtlinie herauszugehen — eine Tatsache, bei der man nicht genug bewundern kann, daß die Schlachtordnung bestehen blieb, denkt man nur an die Zerstörungen, die in so manchem Schiff hervorgerufen wurden durch Dutzende von krepierten schwersten Feindgranaten! —
Der Entschlußfreiheit der Führer, Unterführer und Mannschaften ist also bei diesen „Klarschiffübungen", wie man aus dieser kurzen Zusammenstellung schon sehen kann, der weiteste Spielraum gelassen. Und je kriegsähnlicher diese Gefechtsbilder gestaltet werden — desto besser ist das für die Gesamtausbildung des einzelnen der Besatzung eines Schiffes sowie die der Führer und Besatzungsangehörigen der im Verbande operierenden Kriegsschiffe. Daß unsere in über zwei Jahren kampferprobte Kriegsmarine unter ihren bewährten Führern und dem planmäßig nur in ihrem Sinne streng erzogenen Nachwuchs auf dem besten Wege ist, das zu bleiben und dasselbe zu leisten, was einstmals war — davon zeugt die Ausbildung unserer Flotte im ganzen, wie im Einzelschiffdienst — herunter bis zum kleinsten Schnell- oder Patrouillenboot.

G. Schnarke, Major z. V. und SS-Sturmbannführer

Molto in gamba!

DAS TORPEDOBOOT IST AUF DRAHT!

Bei der italienischen Kriegsmarine, Anfang 1942.

PK. „Die Engländer sind mit zwei Kreuzern, zwei Zerstörern und fünf Transportschiffen aus Alexandria ausgelaufen. Es wird angenommen, daß sie zur Unterstützung ihrer Panzeroffensive einen Landungsversuch im Rücken der deutsch-italienischen Truppen versuchen werden. Das Torpedoboot C. läuft um 18 Uhr aus, um diese Unternehmung der Engländer zu beobachten und einen Landungsversuch zu stören."
Schöne, aber schwere Aufgabe, dachte ich mir, als das Marinekommando mir diese Order mitteilte. Aber bei der starken Inanspruchnahme der augenblicklich im Hafen liegenden Einheiten durch Geleitschutz, U-Bootjagd und andere Aufgaben muß es eben geschafft werden, und kein Boot ist dafür besser geeignet als die C. mit ihrem ehrgeizigen Kommandanten und der ausgezeichneten Besatzung.
Um 17 Uhr bin ich an Bord. Herzlich ist die Begrüßung mit Offizieren und Mannschaften des Torpedobootes, auf dem ich schon so manches Unternehmen mitgemacht habe. Obwohl erst 14 Tage seit dem letzten Besuch an Bord vergangen sind, hat sich doch so manches ereignet. Auf der letzten Geleitfahrt hat die C. ein englisches U-Boot vernichtet. Der Kommandant, Kapitänleutnant P., hat für eine kühne Tat, die schon längere Zeit zurückliegt, die bronzene Tapferkeitsmedaille erhalten. Der kleine, immer fleißige und immer hungrige Aspirante mit dem deutschen Namen ist zum Leutnant zur See befördert worden. Mit strahlendem Gesicht teilt mir der Bordarzt mit, daß er ab morgen Heimaturlaub habe und zeigt mir stolz Bilder von seiner Braut. Der Backenbart des Oberleutnants zur See C. ist noch imposanter geworden. Der Bordhund, der einmal von Bord gefallen und dem Schiff fünf Meilen bis zum Hafen nachgeschwommen war, hat Junge bekommen. Ja, in der Familie, die die Besatzung des Bootes bildet, hat sich viel zugetragen, was eifrig dem alten Freund von der deutschen Kriegsmarine erzählt wird und ihm Anlaß zu Glückwünschen bietet.
Aber unser Gespräch bricht ab, als der Kommandant vom Marinekommando zurückkehrt und seinen Offizieren in knappen Worten die Aufgabe für heute nacht mitteilt. Seine Absicht ist, im Schutze der finsteren Nacht auf die feindlichen Einheiten loszujagen.
Überall sieht man lachende Gesichter an Bord, und eifrig wird über die neue Chance, dem Tommy eins auszuwischen, diskutiert. Vergessen ist die Müdigkeit, die nach monatelangem, ununterbrochenem Einsatz auf den Männern lastet. Emsig wird das Schiff für die gefährliche Unternehmung klargemacht. Jeder Heizer wacht ängstlich darüber, daß das Boot keinen Rauch entwickelt, der seine Position vorzeitig verraten könnte. Der „direttore della machina" garantiert für Rauchlosigkeit. Er steht im Range eines Kapitänleutnants, und daß er — aus dem Mannschaftsstand hervorgegangen — es so weit gebracht hat, ist eine schöne Anerkennung für sein Können und seine Erfahrung.
Um ein Uhr nachts machte ich einen Rundgang durch das Boot. Alles ist auf seinem Posten. Obwohl die Spritzer der bewegten See über Bord gehen, schläft die Freiwache in Decken gehüllt an Deck, und nichts, außer Feindalarm, kann ihren wohlverdienten Schlaf stören.
Der Mond ist verschwunden, und die Nacht lastet pechschwarz über der See. Zwischen dem Ausguck und den Offizieren besteht ein Wettstreit, wer wohl zuerst den Feind ausmachen würde. Aber immer kleiner wird diese Hoffnung, denn obwohl wir bis zum Morgengrauen die Küste absuchen, ist vom Tommy nichts zu sehen. Die Italiener sind sehr betrübt und bedenken die Briten mit kräftigen Flüchen der Enttäuschung, weil ihr Ausbleiben den Kampfgeist unserer Seeleute um eine neuerliche Bewährung gebracht hat. Wiederholt hat die Besatzung bewiesen, daß sie nicht nur Worte macht, sondern auch im Augenblick des Einsatzes ihren Mann stellt. Fünf abgeschossene Flugzeuge sind ein Beweis der Treffsicherheit ihrer Bordflak, zwei Torpedotreffer auf einen englischen Kreuzer zeugen für ihren Mut, zwei versenkte U-Boote für ihre Wachsamkeit.
Mit Recht ist Kapitänleutnant P. stolz auf seine Leute, die unverdrossen den harten, ermüdenden und verantwortungsvollen Geleitschutz fahren und sich trotzdem freuen, wenn statt einer Nacht wohlverdienter Ruhe eine gefährliche Feindbegegnung anliegt.
Kommandant und Besatzung, sie sind wirklich „molto in gamba", wie der Italiener sagt. Das bedeutet etwa „gut auf den Beinen" und entspricht unserem „auf Draht sein". **Kriegsber. Kurt von Steinitz**

Ist Oberleutnant K. noch nicht zurück?

170 KILOMETER MARSCH DURCH DIE WÜSTE

„Ist Oberleutnant K. noch nicht zurück?" Wie oft wurde diese Frage in den letzten Tagen ausgesprochen. Den Kameraden vom fliegenden und vom technischen Personal, kurz jedem, der ihn kannte, brannte diese Frage auf dem Herzen. Leider aber war die Antwort nur ein zögerndes Nein.

Die Dämmerung lag noch trübe auf dem weiten roten Feld des Flugplatzes, als wir am Morgen zu einem Aufklärungsflug in die Wüste starteten. Auftrag war, die Belegung eines neuen britischen Feldflughafens, ungefähr 250 Kilometer südöstlich unseres Standorts, festzustellen. Die eine Me 110, die Oberleutnant K. flog, nahm ihren Weg etwas westlich, während wir mit unserer M 110 den Kurs auf dasselbe Ziel etwas weiter östlich nehmen mußten. Wir hatten Glück und fanden den britischen Flugplatz sofort beim ersten Anflug. Schon aber staubten unten vier Sandfahnen auf. Die Briten hatten uns gesehen, und ihre Jäger starteten bereits. Wir drückten weg, es gelang uns, die Gegner abzuschütteln. Mit unserem Ergebnis traten wir den Rückflug an und konnten wohlbehalten landen.

Aber die andere Maschine kam nicht zurück. Alle umliegenden Flugplätze wurden angerufen, aber auch dort war sie nicht gelandet. Es wurde uns allen zur sicheren Gewißheit, daß Oberleutnant K. etwas zugestoßen sein mußte. Wir nahmen an, daß er etwas später als wir den britischen Platz erreicht hatte und von den britischen Jägern überrascht worden war.

Wir starteten also nochmals, um ihn in der Nähe des Flugplatzes zu suchen. Wir kehrten jedoch niedergedrückt von diesem Flug zurück. Wir hatten nichts gefunden. Die Sicht war schlecht gewesen, das Wetter diesig, und die flimmernde Luft hatte unsere Augen immer wieder mit den Zerrbildern genarrt, die sie uns vorgaukelte. Da unten, der dunkle Punkt in der etwas rötlicheren ovalen Sandfläche, war das nicht ein Flugzeug? Wieder, wie schon so oft, kurven wir, gehen tiefer, aber wieder war es nur das Gestrüpp eines Kameldorns. Es war uns nicht gelungen, unsere Kameraden zu finden.

„Ist Oberleutnant K. noch nicht zurück? Habt ihr von Oberleutnant K. etwas gehört?" So fragten nun auch wir in den nächsten Tagen jeden, von dem wir Antwort erhoffen konnten. Aber nur ein bedauerndes Achselzucken war stets die Antwort. Vielleicht ist er tot, vielleicht in englischer Gefangenschaft, vielleicht in der Unendlichkeit der Wüste verloren. Oft sprachen wir alle Möglichkeiten durch, aber wer konnte die Wahrheit wissen?

Nach einigen Tagen standen plötzlich die Männer der Staffel in aufgeregten Gruppen beisammen. Oberleutnant K. war doch noch zurückgekommen, und das Abenteuer seiner Wüstenwanderung wurde lebhaft besprochen. Wenige Stunden später saß ich mit Oberleutnant K. in seinem Wagen, und auf dieser Fahrt zum Flugplatz, von wo aus er mit seinem Bordfunker, Feldwebel B., in ein Heimatlazarett fliegen sollte, erzählt er mir in aller Hast die Geschichte seiner Rettung.

Unsere Annahme war richtig gewesen. Oberleutnant K. hatte den englischen Flugplatz gefunden, seine Beobachtungen und photographischen Aufnahmen gemacht, da meldete plötzlich der Bordfunker einen englischen Jäger, der genau hinter der Me 110 auf gleicher Höhe flog, ohne jedoch wesentlich aufzuholen. „Im Auge behalten!" befahl Oberleutnant K. dem Bordfunker. Plötzlich ein Krachen und Splittern in der Maschine, der Engländer hat beide Benzintanks zerschossen, so daß alles Benzin ausläuft. Es gelingt Oberleutnant K. noch einmal, anzugreifen und so zu treffen, daß dieser das Weite suchen muß. Dann aber ist es zu Ende. Er kann nur noch eine Bauchlandung vornehmen. „Festhalten!" ruft der Flugzeugführer seinem Bordfunker noch zu. Wider Erwarten geht es jedoch gut ab, die Maschine setzt ruhig auf. Sie steigen aus, über ihren Köpfen kurvt noch mehrere Male der eine Jäger, um dann ebenfalls in Richtung auf seinen Flugplatz abzuziehen.

Oberleutnant K. war am linken Arm verletzt worden, und zuerst wird diese Schußwunde verbunden. Dann wird überlegt, was zu tun ist. Es war ja sicher, daß die Staffel Maschinen ausschicken würde, um sie zu suchen, und sie konnten hoffen, gefunden zu werden. Es war also richtiger, bei der Me 110 zu bleiben. Dagegen sprach jedoch die Nähe des feindlichen Flugplatzes. Man würde sicherlich in kurzer Zeit in Lastkraftwagen ankommen, um die Besatzung gefangenzunehmen. Ergeben wollten sie sich aber keinesfalls, das kam ganz und gar nicht in Frage. Sie beschlossen also, ihr Lager mindestens einige Kilometer weiter weg vom Landeplatz in die Wüste hinein zu verlegen und die Rettung zu erwarten. Das MG. wird ausgebaut und das Flugzeug in Brand geschossen, was gar nicht einfach ist. Vorher waren die Wüstennotausrüstung und alle brauchbaren Dinge herausgenommen worden. Das Notwendigste wird in den Rucksack gepackt, die beiden Feldflaschen mit Wasser gefüllt, und auch die Fallschirme werden mitgenommen. Langsam verbrennt die Maschine. Sie treten ihren Marsch an, hinein in die weite Öde der Wüste.

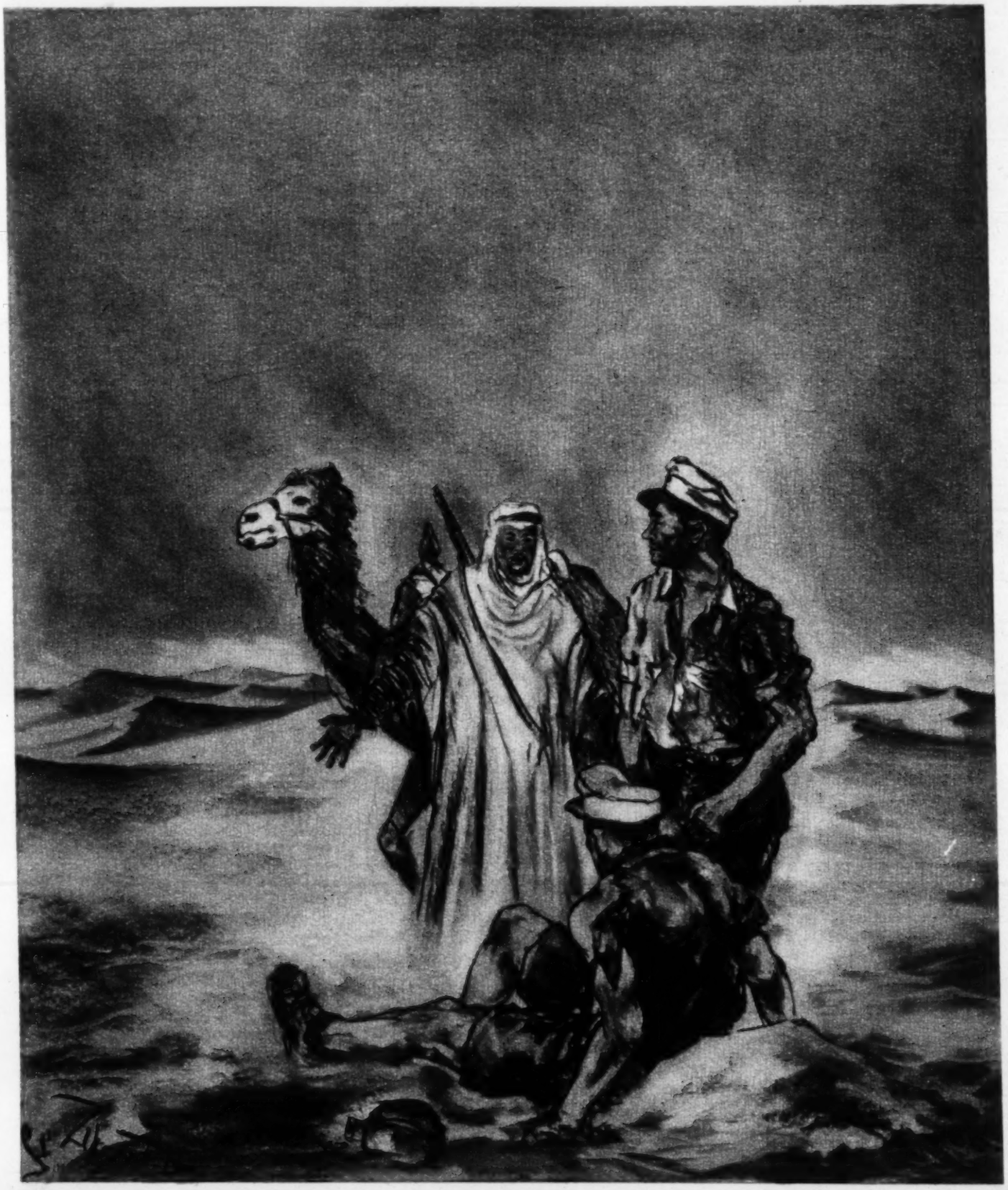
Nichts als flimmernde Ebene, so weit das Auge reicht. Wer vermöchte die Worte zu finden, um die unendliche und trostlose Verlassenheit dieser Landschaft zu schildern. Wer weiß, wie fest man sein Herz halten muß, wenn er nicht schon einmal auf diesem verfluchten Sand gehen mußte. Nichts als Sand und Millionen spitzer Steine. Und alles, was man einmal wußte, ist versunken und nicht mehr wahr. Alles hat hier seine Gültigkeit verloren. Die Araber sagen: „Die Wüste begräbt alles, Sahib!" Die Füße ertasten sich den Weg, und vielleicht gab es einmal irgendwo weiße Häuser und dunkle Palmen, aber das alles ist dahin und ein Märchen wie das Lächeln der Frauen.

Draußen, weit in der Wüste, warten sie dann. Sie legen die Fallschirme aus, um sich bemerkbar zu machen. Weithin leuchtet die weiße Seide. Verschiedene Flugzeuge brummen am Horizont vorbei. Die beiden schießen Signalmunition und Rauchpatronen. Sie versuchen so die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Ohne Erfolg! Und als sie gegen 5 Uhr abends unsere Me 110 sichten, auf dem Flug nach Norden, auf dem Heimflug und auch wir ihre Signale nicht sehen, da wissen sie, daß es nur noch zwei Möglichkeiten gibt: Entweder sie müssen die ungeheure Strecke bewältigen oder in der Wüste umkommen. Das Leben bäumt sich auf gegen den Tod, und wenn es dem nüchternen Hirn auch unmöglich scheint, diesen ungeheuren Weg zu marschieren, durch die sengende Hitze des Tages und durch die eisige Kälte der Nacht: der Wille, der unbändige Kämpferwille von Männern, die der Kampf hart gemacht hat, sagt sein eisernes „Es

muß sein!" Der Standort wird genau festgestellt, die notwendige Tagesmarschleistung festgelegt, Wasser und Verpflegung je Mann und Tag eingeteilt, die Marschrichtung berechnet. Eine kurze Rast noch, und sie beginnen ihren schweren Marsch. Sie wissen nicht, ob es ein Marsch ins Leben wird oder in den Tod. Sie wissen nur eines, sie müssen marschieren ... marschieren.

Es ist inzwischen Nacht geworden. Die violette Dämmerung hat sich rasch in tiefes Dunkel verfärbt, sie marschieren hinein in die Finsternis, und der Fuß weiß nicht mehr, wohin er tritt. Erst als die Sterne aufglühen am Firmament, ist wieder Richtung da, und der Nordstern weist den Weg.

Viele Gedanken kommen ihnen in dieser Nacht und in den folgenden. Einmal noch zieht ihr Leben an ihnen vorbei, zucken Bilder auf, verlöschen wieder. Allein bald ist da nichts mehr als die eisige Kälte, die in die Körper hinaufkriecht. Sie hüllen sich in die Seide der Fallschirme, um sich zu wärmen, und sie versuchen zu schlafen. Nur kurz jedoch ist die Ruhe, denn die Kälte reißt sie wieder hoch, und sie marschieren weiter. Endlich muß das Grauen der Nacht dem Morgen weichen. Es wird ihnen langsam wieder warm. Sie messen die Geschwindigkeit ihres Marsches, um zu wissen, welche Strecke sie



schon zurückgelegt haben, und wie viel ihnen noch zu gehen bleibt. Immer wieder überprüfen sie die Richtigkeit der Marschrichtung mit Hilfe des Kompasses. Sie marschieren den ganzen Tag; nur ganz kurze Rasten werden eingelegt. Es muß etwas gegessen werden, wenn es der Magen auch nicht behalten will, und die steifen Glieder müssen ein wenig ruhen, aber dann jagt der Wille zum Leben sie weiter. Ungeheure Müdigkeit hat sie befallen, aber trotzdem marschieren sie bis in die zweite Nacht hinein. Wieder versuchen sie, in den Fallschirmen zu schlafen. Plötzlich aber werden sie von lautem Gekreisch und Krächzen aus ihrem schweren Schlaf gerissen. Sofort sind sie wieder hellwach. Geier! Das rüttelt sie wieder auf. Nein, sie leben noch, sie vertreiben die Geier, und dann marschieren sie weiter.

Auch diese Nacht nimmt ein Ende, aber der kommende Tag ist nicht besser. Sie gehen nicht mehr, sie stolpern nur noch dahin. Immer wieder gleiten die Füße von den spitzen Steinen ab, die armen Füße, die voll Wunden und Blasen sind. Sie glauben ja nicht mehr, daß sie noch Füße haben. Sie haben das Gefühl, an Stelle der Beine ein paar wunde Klumpen zu haben, die sie einen vor den anderen setzen. Auch das Wasser, das ohnehin knapp war — nur ein halber Trinkbecher für beide je Tag — ist zur Neige gegangen. Zu den Qualen der Wunden und der Erschöpfung gesellt sich auch noch der Durst. Wer weiß, was Durst ist, wenn er nicht schon vor Durst schreiend durch die Wüste getorkelt ist? Der Mund ist geschwollen, die Zunge klebt ihnen am Gaumen, und sie können nicht mehr essen, obwohl sie Hunger haben, denn sie sind schon so schwach geworden, daß sie nicht mehr kauen können. Sie schieben vorsichtig Kekse in den Mund und lassen sie zu Brei zergehen. Das dauert lange, denn es bildet sich kaum noch Speichel. Diesen Brei versuchen sie dann unter großen Anstrengungen hinunterzuwürgen.

Weiter stolpern sie dahin durch die grelle Unbarmherzigkeit der Wüste. Kleine Pausen nur, wenn es gar nicht mehr gehen will. Aber immer wieder reißt sie der Wille zum Leben hoch... marschieren, marschieren!

Es kommt die dritte Nacht. Wieder schlottern und zittern sie vor Kälte. Wieder steht die Angst riesengroß vor ihnen, daß es ihnen nicht gelungen sei, Kurs zu halten, daß sie vielleicht in dieser Unendlichkeit im Kreis herumlaufen und alle ihre Mühen und Opfer sinnlos seien. Der Mut will erlahmen und sich gleichgültig ins Unvermeidliche fügen. Warum nicht liegenbleiben? Bald wäre doch alles vorbei! Jedoch noch einmal können sie sich aufraffen. Der Bordfunker muß an seine stille Ecke zu Hause denken. Schräg gegenüber seinem Bett steht eine Flasche Wasser, und auch Zitronade ist da. Er denkt nur noch an diese Ecke in seiner Stube. Der Oberleutnant hilft ihm auf, und sie marschieren weiter. Die Beine sind vollkommen gefühllos geworden, so gefühllos, daß sie nicht mehr wissen, ob sie die Beine heben oder nicht. Mit den Händen müssen sie an die Hosen fassen, das Bein hochziehen und wieder hinstellen. In dieser unvorstellbaren Weise gelingt es ihnen, noch viele Kilometer zurückzulegen.

Drei Tage sind sie nun unterwegs und drei Nächte, allein in der Wüste, ständig begleitet nur von Hunderten von Fliegen; eine von den vielen Qualen, die sie ertragen müssen. Der Morgen des vierten Tages graut. Inzwischen haben sie eine kleine Lache gefunden, die noch vom letzten Regen zurückgeblieben ist. Sie löschten ihren Durst aus der trüben Brühe, aber ihren ausgedörrten Kehlen scheint sie besser zu sein als der beste Schaumwein. Auch die Feldflaschen werden wieder gefüllt.

Sie marschieren lange nicht mehr. Sie fallen nur noch dahin durch das grelle Geflimmer, in dem da vorne, im Norden, die Rettung sein muß.

Um die Mittagszeit des vierten Tages werden sie von einem Araber gefunden. Wie oft hatten sie sich das Zusammentreffen mit dem ersten Menschen ausgemalt und sich daran aufgerichtet. Als es jetzt endlich geschieht, können sie sich nicht mehr freuen. Sie sind viel zu apathisch geworden.

Der Araber packt die beiden deutschen Flieger auf sein Kamel; der Oberleutnant muß den Feldwebel stützen, denn bei diesem will seit einiger Zeit das Herz nicht mehr. Der Araber schafft sie zu seinem Zelt, wo sie mit Tee gelabt werden. Von da bringt er sie weiter zu einer italienischen Kraftwagenkolonne, die in der Wüste ihren Standort hat. Auf kleinen struppigen nordafrikanischen Eseln reiten sie dorthin.

Von den italienischen Kameraden werden sie herzlichst aufgenommen, sofort im Kraftwagen zum nächsten deutschen Flugplatz und von da in ein Lazarett gebracht. Dort wird ihnen erste Hilfe zuteil.

„Wir sind so hundertsiebzig Kilometer marschiert, und Sie können sich nicht vorstellen, was wir mitgemacht haben!" sagt der Oberleutnant noch zu mir. „Worte sind zu arm, um es denen mitzuteilen, die es nicht selbst erlebt haben."

Wir sind mittlerweile auf dem Flugplatz angekommen. Das Flugzeug, das die Geretteten in die Heimat bringen soll, ist startfertig. Ehe die Tür zuschlägt, kann ich dem Oberleutnant und dem Feldwebel rasch noch die Hände drücken und aus ganzem Herzen gute Erholung wünschen. Dann rollt die Maschine an, hebt sich aus den Staubfahnen in die Luft und entschwindet meinem Blick.

Kriegsberichter Alois Pfeifke

Pellkartoffeln...

Offen gestanden: Pellkartoffeln mochte ich nicht. Und wenn ich damals (in meiner ersten Schulzeit) einen Aufsatz über Pellkartoffeln geschrieben hätte...

Bis dann — ein paar Jahre später — die Sache mit dem Moorholzer Brand kam. Und das war so:

Ein Vormittag im Spätsommer. Wir sitzen schwitzend in der Klasse. Es waren gerade wieder mal Geschichtszahlen dran (meine schwache Seite!). Das Abfragen geht kreuz und quer durch die Reihen hindurch. Immer wieder rutsche ich drumrum. Aber einmal muß es mich ja doch treffen. Und richtig? „Wann war..." — Der Zeigefinger des Lehrers deutete unmißverständlich direkt auf mich — — Nun kommt also der Reinfall. — Da! Ein lautes Tuten draußen auf der Straße. Das Feuerhorn! Alles hält den Atem an: Wievielmal wird es tuten? Einmal, das bedeutete in meinem Heimatstädtchen damals: Feuer in der Stadt. Zweimal: Gebäudebrand in einem Dorf in der Nähe. Dreimal: Waldbrand. — Und wenn es ein Waldbrand war, dann durften wir raus, löschen helfen oder Gräben zum Eindämmen des Brandes ziehen.

Es tutete dreimal. Also los! Wo brennt's denn? Richtung Moorholz. Nach einem Marsch von etwa einer halben Stunde über sandige Kiefernwaldwege beginnt es bereits brenzlich zu riechen. Und dann sind wir dicht an der Brandstelle. Ein unheimlicher Anblick, wie da hinten die Flammen an den Stämmen hinauf- und hinunterflattern, wie sie über den Nadelboden hüpfen, hierhin, dorthin. Nun kommt's drauf an. Auf unserer Seite verhindert der Bahndamm das Überspringen auf die Waldungen nach der Stadt zu, also den Moorholzer Weg entlang! Die Feuerwehrleute übernehmen das Kommando. Schaufeln werden verteilt. Mit wahrhaftem „Feuereifer" stürzen wir uns in den Kampf gegen den unheimlichen Feind.

Es ist schon später Nachmittag, da ist die Schlacht gewonnen. Nur hier und da jenseits des Grabens, den wir ausgehoben haben, glimmt noch der Waldboden, knackt es noch tückisch zwischen den schwarzen Kiefernstümpfen. Müde und dreckig hocken wir ausruhend am Rande des Moorholzer Weges. Ein Pferdefuhrwerk knarrt heran. Hält.

Plötzlich — ich schlafe halb vor Erschöpfung — höre ich eine Stimme: „Habt ihr Hunger?" — Hunger? Natürlich! Und was für welchen! Aber ich begreife nicht recht, warum plötzlich so ein Leben um den Kartoffelwagen herum ist.

Wer von euch hat schon mal draußen in glimmender Asche Kartoffeln „gekocht"? Ich hab es damals, in der glimmenden Asche des Waldbodens, zum erstenmal versucht. Es geht wunderbar! Ein bißchen warten, ein paarmal stochern. Jetzt sind sie gar! Taschenmesser raus: pellen! Ah, das schmeckt! Die Finger werden zwar nicht sauberer, und gewaltig pusten muß man auch...

Von diesem Tage an mochte ich Pellkartoffeln. — Jeder lernt das Notwendige eben auf seine Weise. H. K.

Der treueste Freund der Gebirgsjäger:

MAJOR HAUSSELS, KOMMANDEUR EINES GEBIRGS-JÄGER-BATAILLONS

Schon immer hat die deutsche Wehrmacht den Leibesübungen ihre besondere Beachtung geschenkt. In der Armee des kaiserlichen Deutschlands wurde besonders das Turnen gepflegt. Die Lehrer und Ausbilder wurden in der Militär-Turnanstalt in Berlin auf ihre Aufgabe vorbereitet und waren als „Boxer" im Heere bekannt. Freiübungen, Geräteturnen und Spiele waren die Grundpfeiler dieses anerkannten Ausbildungszweiges, der den Körper des Soldaten vor Verkrampfung schützte, die leicht eine Folge einseitig betriebenen Exerzierdrills werden kann. Natürlich wurde auch Sport getrieben, und besonders Schießen, Reiten und Schwimmen standen in hohem Kurs.

Der Schisport lag damals — in den Jahren vor dem Weltkriege — gewissermaßen noch in den Windeln in Deutschland. Er wurde von einzelnen Angehörigen der im Alpenvorlande stehenden Truppenteile in der Freizeit ausgeübt, wobei die Jünger der weißen Kunst manches Achselzucken der Kameraden und manches spöttische Lächeln in Kauf nehmen mußten, das zu sagen schien: „Armer Irrer", wenn sie am Wochenende mit den Bretteln hinauszogen.

In Österreich war das anders. Da lagen die Standorte zum Teil mitten drin in den Bergen, da brauchte die Truppe den Schi im winterlichen Hochgebirge.

Der Weltkrieg hat dann die Unentbehrlichkeit des Schi im Gebirgskampfe eindeutig bewiesen. Die Kriegsbücher und Filme haben es der Allgemeinheit übermittelt. Auch die deutsche Armee stellte ein Schneeschuh-Bataillon auf, das unser verehrter Schivater, Professor Paulcke, führte.

Nach dem unglücklichen Ende des Krieges nahm sich die Deutsche Reichswehr des Sportes als Erziehungsmittel besonders an. So kam auch das Schilaufen zu seinem Rechte. In den Jäger-Bataillonen aber wurde es nun nicht mehr nur als Ausgleich und Ergänzung zum eigentlichen Dienste geübt, sondern als vollberechtigter Dienstzweig. Man erkannte an, daß eine Truppe, die im winterlichen, weglosen Gelände kämpfen soll, den Schi genau so beherrschen muß wie das Gewehr. In der kleinen Reichswehr blieb das den Blicken der Allgemeinheit beinahe verborgen, wenn nicht die alljährlich stattfindenden Heeresmeisterschaften von Jahr zu Jahr mehr gezeigt hätten, mit welchem Ernst auch hier gearbeitet wurde. Allgemein sichtbar wurde diese stille, aber zielstrebige Arbeit erst, als nach Schaffung der neuen, nationalsozialistischen Wehrmacht die Erfolge ihrer Vertreter zunächst im Inland, später auch gegen stärkste Auslandsgegner alles andere verblassen ließen. Bei den Schiwettkämpfen der Jahre 1935 bis 1939 wurden fast überall

: der Schi

Schiabfahrten in den Weinbergen ihre natürliche Begrenzung fanden. Die Unentwegten aber übten sich im Langlauf, und es gelang sogar, bei den Wettläufen des Gaues einige erste Preise zu holen. — Gleichzeitig wurde der ideale Schiwinter

die Sieger von der Wehrmacht gestellt. Ob Lang- oder Sprunglauf, Torlauf, Abfahrt oder Kombination, vorn lagen immer die Soldaten. Und daß nicht nur „Kanonen" gezogen wurden, das konnte man feststellen, wenn man einmal einer Winterübung der Gebirgstruppenteile, im besonderen der Bayrischen Gebirgsbrigade, beiwohnte. Nach dem Anschluß der Ostmark kam ein Stamm guter Gebirgsläufer hinzu. In frischer Erinnerung ist uns noch der glänzende Sieg der Reichenhaller Jäger vom Geb.-Jäg.-Regt. Nr. 100 im internationalen Militärpatrouillenlauf in Zakopane zur Olympiade 1939.

Damals hätten es sich die Jäger kaum träumen lassen, daß sie ein halbes Jahr später im unaufhaltsamen Vormarsch auf Krakau, keuchend unter der Last des prallgefüllten Rucksacks, in hochsommerlicher Hitze durch dasselbe Zakopane vorwärtsstürmen würden! Und wer damals den wackeren Kärntnern gesagt hätte, sie würden wieder ein reichliches halbes Jahr später im nördlichen Norwegen, weit überm Polarkreis, als Schijäger gegen feindliche Schibataillone kämpfen, der hätte zum mindesten gewagt, in urtümlichen Koseworten als völlig vertrottelt hingestellt zu werden.

Freilich sah der Winter 1939/40 die Jäger noch an der Mosel, wo die Freuden der Schiabfahrten in den Weinbergen ihre natürliche Begrenzung fanden. Die Unentwegten aber übten sich im Langlauf, und es gelang sogar, bei den Wettläufen des Gaues einige erste Preise zu holen. — Gleichzeitig wurde der ideale Schiwinter

in den Ersatztruppenteilen der Heimat fleißig zur Schiausbildung ausgenutzt, so daß ein großer Teil der Glücklichen, die am 6. April die Schiffe bestiegen, um die Wikingerfahrt nach dem höchsten Norden anzutreten, auf den Schiern wirklich zu Hause war. Bedauerlich war nur, daß man mit der Heimat auch die Brettel zu Hause ließ. Aber man wußte sich zu helfen. Als die kühne Fahrt gelungen, und Narvik sowie im Norden Bjerkvik und Elvegaardsmoen in unserer Hand waren, wurde die nötige Schiausrüstung schnell besorgt und organisiert. Die beiden Zeitworte stehen nicht in Anführungsstrichen; das soll heißen, daß die Sachen ordnungsmäßig von den norwegischen Soldaten übernommen oder in den Narviker Geschäften gegen bare Kasse gekauft wurden. Beinahe unglaublich, aber verbürgt wahr!

Freilich fand der Einkauf mitten in der Nacht statt, und man mußte die auf Einhaltung der Geschäftsstunden peinlichst bedachten Budiker dazu aus den Buntkarierten holen, wobei Verkäufer und Kunde, jeder in seiner Muttersprache, in geflügelten Worten gerechten Zornes ihrem Herzen Luft machten. So stellte fast jede Kompanie ihren Schizug auf, so entstand auch eine Sonder-Schitruppe unter dem bekannten Schihäuptling des Regiments. Alles konnte beschafft werden, die Bretter mit Bindung, Schistiefel und Stöcke; Bett- und Tischtücher, ja Herren- und auch Damenhemden wurden als Schneetarnkleider benutzt, nur das für den Frühlingsschnee nötige Wachs, der Kleister fehlte. Was liegt näher, als ihn durch Funk aus der Heimat zu bestellen? Unsere braven Flieger würden ihn schon heraufbringen. In der Heimat aber muß ein Mann dieses Referat bearbeitet haben, der das Schilaufen wohl nur vom Hörensagen aus kannte: Denn unsere wackere Kondormaschine, die über 1000 Meilen hinweg die Verbindung zur Heimat aufrechterhielt, warf uns 1000 Tuben „Pelikanol" ab. Er meinte wohl, daß wir den „Kleister" brauchten, um uns in des Wortes tiefster Bedeutung in Narvik „festzusetzen". —

Wie notwendig wir die Schijäger brauchten, bewiesen schon die ersten Ergebnisse der Aufklärung, die durch das völlig weglose Gelände, das unter einer meterdicken Schneedecke lag, nur mit Hilfe des Schi durchzuführen war. Im Norden konnten unsere Spähtrupps rechtzeitig das Herannahen und die Stärke der Norweger feststellen, Geländeerkundung, Verbindung, Melderverkehr wären in den gewaltigen, verschneiten Räumen, die unsere schwachen Abteilungen zu halten hatten, vollkommen unmöglich gewesen ohne den Schi. Und selbst die dürftige Verpflegung, die den am Feinde befindlichen Teilen der Truppe zugeführt werden konnte, mußte im Rucksack der Schiläufer nach vorn geschleppt werden, als tage- und nächtelang der Schneesturm selbst den Schlittenverkehr auf der einzigen Nachschubstraße unterband! — Da wurde der Schi des Jägers treuester Freund, der Retter in höchster Not! —

Nur mit dem Schi war es den Kommandeuren und Chefs möglich, ihre Stellungen abzugehen und so auch mit den Jägern auf einsamem vordersten Posten die Verbindung von Mensch zu Mensch, von Kame-

raden zu Kameraden aufrechtzuerhalten, die diesen ungeheuer schweren Kampf allein siegreich gestalten konnte.
Wo der Gegner hundert schwere Geschütze von Bord seiner Kriegsschiffe und von Land aus einsetzen konnte, standen jeder der beiden Gruppen auf deutscher Seite zwei bescheidene Gebirgsgeschütze, die sogenannten Almrevolver, zur Verfügung, zehnfach war die Übermacht des Gegners an Menschen und Material. Die besten norwegischen Schitruppen standen mit ungehindertem Nachschub den schwachen, nie abgelösten Einheiten auf unserer Seite gegenüber. Was hätten wir tun können, uns ihrer erdrückenden Überzahl zu erwehren, hätten wir nicht den Schi gehabt! Von einem Flügel der weitgespannten Front mußten die Schizüge verschoben werden zum anderen, um immer wieder Durchbruch und Umfassung zu verhindern und den schwer ringenden Kameraden Hilfe zu bringen.
Glänzende Langläufer sind die Norweger; wir aber mußten noch schneller sein, um heute hier und morgen 40 km weiter drüben einen Angriff abzuschlagen. Und bei der Abfahrt kam es auf Sekunden an. Diese Sekunden entschieden über Tod und Leben, wenn es galt, schneller zu sein als der Schütze am feindlichen Maschinengewehr. Da durfte kein Sturz die rasende Abfahrt unterbrechen. So stießen sie auf den Feind hinab mit wehenden weißen Schneemänteln, anzusehen wie die Wüstensöhne, die auf stürmenden Rossen im flatternden Burnus an den Feind reiten. So führten sie den schweren Abwehrkampf immer wieder im Angriff, bei Björnfjell an der Erzbahn, bei Elvenes und am Ankenesfjell. So keuchten sie die Höhen hinauf und hielten die Gipfel und Kuppen. Der Tod lichtete ihre Reihen, aber die Überlebenden, kleine Grüppchen von drei und vier Mann, gaben dem Feind die Stellung nur mit ihrem Leben. So kämpften und fielen sie am Naeverfjell und Kuberget, an der Schwedengrenze und auf der Skavtuva. Adjutanten und Ordonnanzoffiziere wanden sich auf schnellem Schi durch die feindlichen Linien und brachten der Führung die so bitter benötigten Beobachtungen des Kampfes aus dem Feindgelände. Und unser verehrter Divisionskommandeur, der Vater seiner Jäger und Matrosen, General Dietl, war tage- und nächtelang auf den Schi unterwegs, um seinen Männern in schwerster Stunde nahe zu sein und den Kampf aus vorderster Linie zu leiten. So hat es die Gruppe Narvik geschafft und das Schicksal bezwungen. So wurde ihnen der Schi treuester Freund und Retter.
Der Winter zog wieder ein. Wie an allen Stellen der gewaltigen, siegreichen deutschen Front haben auch die Gebirgsjäger die Kampfpause verwendet, um in der Vervollständigung ihrer Ausbildung die Lehren des Krieges zu nutzen. Neben der Schieß- und Gefechtsausbildung haben sie sich die höchste Beherrschung des Schilaufs bis ins Polargebiet hinauf als Ziel gesteckt.
Nicht alle, die als Ersatz in die Reihen der alten Kämpfer traten, waren Schiläufer. Und gar mancher hat mit Schuß — Bumm und Sternen im Schnee der weißen Kunst sein Opfer bringen müssen. Aber sie haben gelernt, im zügigen Langlauftempo der Zeit den Rang abzujagen, im rasenden Schuß den Steilhang zu meistern und im Stemmbogen und Schwung im schwersten Gelände den Sturz zu vermeiden. Nicht alle, aber die besten, und das sind viele. Ganz wie daheim in ihren Bergen führen sie ein zünftiges Schifahrerleben, und abends erklingen neben den Liedern der Heimat die Schigesänge: „Zwoa Brettl, a geführiger Schnee, juchhe“ und „Kameraden der Berge“. Nicht um Kanonen zu züchten, sondern um die Leistung der Masse zu steigern und die Ausbildung vorwärts zu treiben, werden vielerorts an den Fronten Wettkämpfe veranstaltet im militärischen Schilauf. Die Sieger aber sind die Vorbilder, denen jeder einzelne nachstrebt. Alle vereint sie der eiserne Wille, jedem Gegner, aber auch jedem, nicht nur gewachsen, sondern überlegen zu sein, der es wagen sollte, die im Kampf und Sieg errungenen Stellungen anzugreifen. Mag kommen, wer da will, des Führers Gebirgsjäger werden ihn mit blutigem Schädel heimschicken. Wie jedes deutschen Soldaten, so ist auch ihre Braut das Gewehr, ihr treuester Freund aber ist der Schi.

Die Kompanie der starken Herzen

Von Kriegsberichter Mario Heil de Brentani

PK. Seit dem frühen Morgen hämmert die deutsche Divisionsartillerie, legt Sperrfeuer hinter den Wald, hinter dem sich der neue bolschewistische Angriff zusammenbraut. Die verschneite und eisverkrustete Straße nach K. bricht pfeilgerade durch die Hauptkampflinie. Ein Pionierzug vermint den Damm, die Ablösung des weit vorgeschobenen Gefechtsvorpostens am Waldrand stapft an den Minen vorbei, versinkt sekundenlang bis an die Brust in gewaltige Schneewehen, die einen trügerischen Wiesenplan bilden. Wenn der Bolschewist hier durchbrechen will, soll er es nur versuchen! SMG.-Posten und Granatwerfer der angelehnten Stützpunkte, in Strohmieten gut getarnt, haben einen „Igel" gebildet und beherrschen souverän das gesamte Vorfeld im Halbkreis bis an den Waldrand. Die Bolschewisten erwidern das Feuer nur schwach, schießen sich mit Schrapnells auf den Gefechtsvorposten an der Straße ein. Da scheint Feindeinsicht zu sein, und er wird sogleich verlegt werden. Zwischen die Einschläge unserer schweren Artillerie bellt das „Ratsch-Bum" der bolschewistischen Kanonen und vereinzelt SMG.-Feuer. Der Feind glaubt den Wald besetzt und verschleudert seine Munition daran. Seine Spähtrupps haben nicht gut gearbeitet, sonst wüßten sie das gleiche wie wir: Der Wald ist ein undurchdringliches Wirrsal von Buschwerk, verwildertem Baumbestand und Knüppelholz, zudem liegt der Neuschnee so hoch, daß er selbst durch Schneeschuhläufer nicht überwunden werden kann. Ein willkommenes, natürliches Hindernis in der vordersten Linie!

In einer halbverfallenen Bauernkate, in der noch ein Raum bewohnbar ist, befindet sich der Kompaniegefechtsstand. Die Fenster sind mit Brettern vernagelt, da die Fensterscheiben zum Teufel gingen. Ich tappe schneeblind in die Dunkelheit dieses Raumes, die auch durch ein winziges Lichtstümpfchen in einem Winkel nicht vermindert wird.

Ich frage nach dem Kompanieführer. „Bitte, Herrn Leutnant Graf von der R."

Ich frage es in die dumpfe, dunkle Kate wie in die Nacht hinaus.

Aus einem Winkel tönt Antwort, eine Hand streckt sich mir entgegen, ich spüre ihren Druck. Der Leutnant sagt: „Der Stabsarzt hat mir verboten, heute aus dem Loch 'rauszugehen. Ich habe irgendeinen Blödsinn im Bauch, bitte, legen Sie sich neben mich ins Stroh, wie bei Paschas in der Türkei."

Mählich hellt sich das Bild der Kate etwas auf. Der Gefechtslärm tönt dunkel herein; der schmale Lichtschein fällt auf die stoppelbärtigen Angesichte der Männer, die im Halbkreis vor ihrem Chef liegen und hocken: der Kompanietruppführer, der Schreiber und die Melder. Einer reicht dem anderen den Topf mit heißem Tee, der von der hierher vorgefahrenen und wieder abgezogenen Feldküche ausgegeben worden ist. Der Leutnant und Kompanieführer, Gutsbesitzer in Holstein, trinkt den Topf an. Was soll man erst groß die Becher hernehmen und den kostbaren warmen Saft verschütten! Der Friseur aus dem Sudetenland, der Barkassenführer aus Hamburg sind die Melder. Der Anerbe eines Bauernhofes bei Husum ist Unteroffizier und Zugführer. Er hat Meldung erstattet und geht wieder hinaus. Gestern hat ihm der Divisionskommandeur das EK. I an die Brust geheftet: Vorgestern schlug er mit dem Häuflein seines Zuges ein geschwächtes bolschewistisches Bataillon zurück. Es war noch in der vorigen Stellung, die gegen die jetzige, günstigere eingetauscht wurde. Er hatte aus eigenem Entschluß blitzschnell eine Kusselreihe besetzt und dem Angreifer, der sich durch sein „Urräh" verraten hatte, bis zum Einsetzen des schweren MG.-Feuers aus dem Granatwerfer Tod und Verderben entgegenschleudern lassen. Was durch den Schnee herangewatet war, zum Teil betrunken dahertorkelnd, war nicht mehr aufgestanden ...

Ich bin bei der Kompanie der starken Herzen. Der Bataillonskommandeur hat sie so genannt. Sie war bei einem plötzlichen Kälteeinbruch ohne genügende Unterkunft im Bogen um K. geblieben und hatte zwei Tage standgehalten wie die anderen Kompanien. Ich erzähle den Kameraden von der großen Sammlung des deutschen Volkes, zu der der Führer habe aufrufen lassen, von seinem Tagesbefehl, darin es heißt, er kenne als Frontsoldat alle ihre Nöte und Sorgen. Die Antlitze glänzen: Der Führer führt uns selber! Sie beginnen von selbst, ihre Erlebnisse wiederzugeben, sie sind seit zehn Tagen im neuen Einsatz, heute nachmittag um vier Uhr gehen sie für drei Tage in Ruhe und beziehen danach die endgültige Stellung.

„Da werde ich mein Hemd waschen lassen!", sagt der Leutnant, als erfülle sich damit ein großer, inniger, langgehegter Wunsch!

„Und ich lasse mir die Haare schneiden, und das Hemd, das wird auf Kammer abgegeben." Das hat zu viel vom Kampf abgekriegt, und ein Soldat ist keine Stopfkünstlerin.

„Die Hose schmeiße ich gleich hinterher!" lacht der Versicherungsagent aus der Elbestadt — denn hier sind fast lauter Hamburger Jungen. — „Ich bin keine Nackttänzerin!"

„Und die Läuse gebe ich gratis ab", versichert der Sudetendeutsche. Morgen ist der Graus vorbei, aber die Kompanie hat ihn durchgestanden, diese zehn Tage lang, die den härtesten Einsatz des ganzen Feldzuges darstellten. Sie hat vorgestern ihren geliebten Kompanieführer verloren und einen Gefreiten. Fünfzehn Mann, die hier liegen — Offiziere und Unteroffiziere eingerechnet — haben ein Bataillon in Stärke von über zwei kriegsstarken Kompanien vernichtet, zusammen mit zwei schweren Maschinengewehren der angelehnten Kompanie!

Das ist fürwahr eine Kompanie der starken Herzen.

„Gegen kalte Füße hilft eben nur ein warmer Ofen!" sagt der Unteroffizier und Erbhofbauer von morgen. „Den gibt es im Walde nicht, der Bolschewist hat ihn auch nicht. Gegen kalte Füße hilft ihm auch eine feudale Pelzjacke nicht. Und zudem haben wir ihm diese Pelzjacke vollgehauen." Aber jene beiden Tage im Walde werden sich nicht wiederholen. Die endgültige Winterstellung hier im Abschnitt ist geschaffen! Dennoch sollen sie nicht verschwiegen sein: Die Heimat hat durch den Führer erfahren von den ergreifenden Opfern und der Überwindung aller gewaltigen Hindernisse durch seine tapfere Infanterie. So sollte hier auch alles getreu berichtet sein von der opfermütigsten Kompanie des Bataillons, der Kompanie der starken Herzen!

KRIEGS-TAGEBUCH

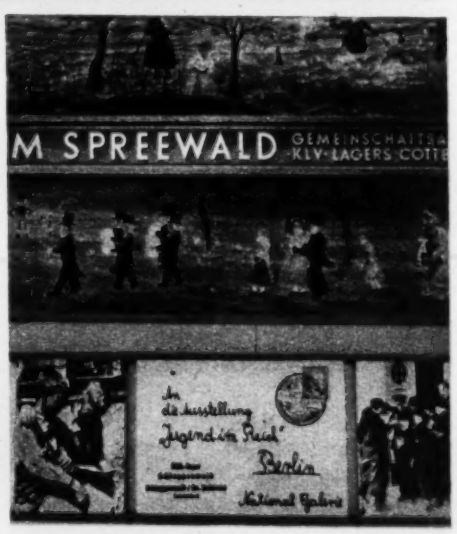
Empfang für Ministerpräsident Quisling

Am Abend des 14. Februar 1942 gab der Reichskommissar für die besetzten norwegischen Gebiete, Terboven, in Berlin zu Ehren des in der Reichshauptstadt weilenden norwegischen Ministerpräsidenten Vidkun Quisling einen Empfang. Unser Bild zeigt (von links nach rechts) den norwegischen Ministerpräsidenten Vidkun Quisling, Reichsverkehrsminister Dr. Dorpmüller und Reichsjugendführer Axmann.

Bild unten:

Schwarzhemdendelegation beim Reichsjugendführer

Die in der Reichshauptstadt weilende Delegation der Faschistischen Partei unter Führung des Generalsekretärs der Fasci im Ausland und Mitgliedes des Nationaldirektoriums der Faschistischen Partei, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Exz. di Cieso, wurde vom Reichsjugendführer Axmann empfangen, der den italienischen Gästen einen Einblick in das Schaffen der Hitler-Jugend und des BDM. gab. *Tag: 31.1.42*



Sonderaufnahmen für die „Junge Welt" (Atlantic)

Reichsleiter Baldur von Schirach eröffnete am 12. Januar 1942 in Berlin die Ausstellung „Jugend im Reich", die einen lebendigen Bericht von den Erfolgen der Kinderlandverschickungsaktion gibt. Die Ausstellung, die stärkstes Interesse, natürlich in besonderem Maße unserer Eltern fand, zeigte in Fotos einen Querschnitt durch das Leben aller Jungen und Mädel in den KLV.-Lagern, sie zeigte auch eine Fülle von Arbeiten, die in der Freizeit hergestellt wurden. Die Ausstellung wurde ihres Erfolges wegen den ganzen Februar über verlängert.

... werden viele HEIMABENDFRAGEN beantwortet. Hebt euch dies kleine militärische Lexikon auf, ihr könnt es immer wieder brauchen! Und: die Bezeichnungen der Truppenverbände sind im nächsten Heft der „Jungen Welt" dran

Beginnen wir mit der heute wie in der Zukunft den Kern eines jeden Heeres ausmachenden **„Infanterie"**, so muß diese Bezeichnung wohl zurückgeführt werden auf das spanische Wort: „infante" = Knabe oder Knecht, entsprechend den Angehörigen der deutschen Fußtruppen, die bekanntlich ja ebenfalls „Fußknechte", „Fußvolck", „Kriegsvolk zu Fuß" oder die „Landsknecht" genannt wurden.

Das spanische Wort „infanteria" kommt dabei zuerst im 15. Jahrhundert vor, nachdem das bis dahin verachtete Fußvolk — die Reiterei bildete bekanntlich damals die allein ausschlaggebende Waffe — sich zur Hauptwaffe entwickelt hatte. Der schlachtenwendende Begriff und somit auch das Wort „infanteria" wurden daraufhin vorbildlich für alle anderen Staaten, und so sehen wir

die ursprünglich spanische Bezeichnung danach in fast allen Heeren. — Ob die noch verbreitete Ableitung für das das Wort „Infanterie" aus dem spanischen Prinzessinnentitel „Infante" — zurückgeführt auf die kriegerische Fürstin Isabella Clara Eugenie von Spanien, Tochter Philipps II. und Elisabeths von Frankreich, auf deren Befehl geworbenes Fußvolk auf eine neue Art eingeübt und bewaffnet wurde — stichhaltig ist, ist sehr zu bezweifeln.

•

Die Benennungen der bis zur Auflösung des alten Heeres bestehenden Truppenteile oder Bataillone, d. h. der Grenadiere, Musketiere — bei der Kavallerie Kürassiere, Ulanen usw., der Artillerie die Kanoniere — aber finden ihre Begründung nur in der Geschichte, denn wenn eine ehemals auch nur für einen bestimmten Zweck geschaffene Sondertruppe sich bewährt und eine ruhmvolle Vergangenheit gewonnen hat, so hat sie ein Anrecht auf Namen und Überlieferung dieser Truppe auch dann, wenn der Grund und Zweck ihres Entstehens z. Z. auch nicht mehr gegeben ist. Da wir alle die Bezeichnungen „Grenadiere" usw. nun noch kennen, so im folgenden eine Erklärung für diese Benennungen.

Beginnen wir mit den „Grenadieren". — So oder auch „Granadiere(r)" und „Granatiere" hießen ursprünglich die Mannschaften, die — zuerst von Ludwig XIV. im Jahre 1667 bei jeder Kompanie zu vier Mann aufgestellt — ausschließlich mit Handgranaten bewaffnet waren. Die „Grenadiere" mußten hierbei besonders stämmige, starke und mutige Leute sein, um die je zwei bis drei Pfund schweren Granaten so weit zu schleudern, daß diese nur dem Feinde beim Zerplatzen Schaden zufügen konnten. Und auch beim Angriff von Kavallerie hatten diese Leute eine Sondermission, indem sie nämlich die besonders gefährlichen Ecken der von der Infanterie gebildeten Karrees zu besetzen und hier die Attacken der Reiterei abzuwehren hatten. Die anderen Mächte ahmten dieses Beispiel nach und bildeten bald ganze Kompanien von „Grenadieren". Doch hörte wegen der nicht allzu großen Erfolge der Granatwerfer beim Gebrauch von nur Handgranaten deren Spezialtätigkeit mit der Zeit auf — und die „Grenadiere" blieben nur noch dem Sinne nach als Elitetruppe bestehen ...

•

Der „Musketier" führte ebenfalls seinen Namen auf seine Waffe — die „Muskete" (französisch = mousquet) zurück, das Wort Musketier bedeutet also der Musketenträger. Erwähnt wird dabei die „Muskete" zuerst zu Beginn des 16. Jahrhunderts, als Herzog Alba sie in Spanien einführte, und zwar wegen ihrer besseren Tragfähigkeit und Handhabung als Handfeuerwaffe gegenüber der erheblich schwereren Hakenbüchse mit ihrem dreibeinigen Gestell. Der „Musketier" dagegen führte für dieses leichtere Gewehr nur eine Gabel mit sich, auf die er dasselbe auflegte und die später ebenfalls noch fortfiel. — In Brandenburg-Preußen wurde der Ausdruck durch die Jahrhunderte beibehalten und diente bis zur Beendigung des Weltkrieges zur Bezeichnung des Normalinfanteristen.

Auch der „Füsilier" ist nach seiner ehemaligen Schußwaffe benannt. Das französische Wort „fusil", das zugrunde liegt, bedeutet zunächst „Feuerstein, Flintstein" — sodann aber: „das mit einem Steinschloß versehene Gewehr — „die Flinte" — im Gegensatz zum Luntengewehr. Und der Träger so eines Gewehrs wurde danach zum „Flintenträger" oder kürzer zum „Fusilier", eine Bezeichnung, die zuerst unter Ludwig XIV. aufkam bei der im Jahre 1671 erfolgten Errichtung eines Regiments „Royal fusiliers". Die Bezeichnung wurde später auch in Preußen aufgenommen, und zwar zuerst von Friedrich dem Großen, der 1783 drei Freiregimenter (= leichte Infanterie) errichtete, denen 1787 sein Nachfolger dann den Namen Füsilier-Regimenter und -Bataillone gab. Ihre Stärke lag hauptsächlich in der zerstreuten Ordnung und im Felddienst, die hervorragend weiter noch von Gneisenau, Bülow, Müffling usw. gefördert wurde, und weshalb auch bei der Neuordnung des preußischen Heeres nach dem Zusammenbruch im Jahre 1806 sämtliche Infanterie-Regimenter ein Füsilier-Bataillon erhielten.

Ebenso bekamen 1860 die im Jahre 1838 errichteten Reserve-Infanterie-Regimenter Nr. 33 bis 40 den Namen „Füsilier-Regiment" und das Garde-Reserve-Regiment den Namen „Garde-Füsilier-Regiment".

•

Der „Pionier" kommt weiter von dem französischen Wort „pion" = Fußgänger her; der Name bedeutet eigentlich also nur „Fußsoldat". Von anderer Seite aber wird das Wort auch mit dem italienischen „piccone" = Spitzhacke in Verbindung gebracht. Das italienische „picconniere", französisch „pionnier", würde dann also bedeuten „ein mit einer Hacke ausgerüsteter Soldat". — Die Pioniere wurden um 1500 zuerst in Frankreich als Schanzenbauer verwandt und ausgebildet, gingen bald danach aber in alle Armeen über und sind jetzt die bekannten und unentbehrlichen Spezialisten für alle Arten von Feldbefestigungen, Brückenschlag und -bau, Eisenbahnbauten und -konstruktionen, das Minierwesen, den Festungskrieg, Wege-, Lager- und Behelfsbauten aller Art.

Und nun zur

„Kavallerie".

Ein Wort zunächst lateinischen Ursprungs, hergeleitet nämlich von dem Worte caballus — das Pferd, italienisch = cavallo, woraus weiter dann ein neuer Begriff entstand = „cavalleria" — die Reiterei, und das französische „cavalerie. Das letztere Wort aber verdrängte um das Jahr 1600 etwa unseren guten deutschen Ausdruck für die berittene Truppe = die „Reuterei" oder „Reuterschaft", das „Kriegsvolck zu Pferd" und ähnliches — und kam offiziell im Jahre 1675 auch im brandenburgischen Heer in Gebrauch. Die Bezeichnung „Kavallerist" schließlich ist eine deutsche Wortbildung aus dem 18. Jahrhundert. —

Bei der Kavallerie sehen wir an Truppengattungen zunächst nun den „Kürassier", ein Name, abgeleitet wiederum von einem französischen Wort „cuirasse", dessen Stamm auf cuir = das Leder, zurückgeht, so daß „cuirasse" ursprünglich „Lederpanzer" heißt. Die ersten Brustharnische, durch die die späteren Panzerreiter geschützt waren, waren nämlich aus Leder mit eisernen Auflagen gefertigt, dazu auch noch mit Schenkelstücken gleicher Art und Eisen- oder Stahlhelmen. Die Kürassiere waren zu allen Zeiten die schwerste Reiterei, die es gab — im Mittelalter auf deutsch „Kurisser", „Kührisser", „Kurissierer", „Courassierer" und „Korazzen" genannt, und noch im Kriege 1870/71 sehen wir Frankreichs und unsere Kürassierregimenter in Brust- und Rückenpanzer ins Feld reiten... In den letzten Jahrzehnten hingegen diente und dient der Küraß wegen seiner gänzlichen Nutzlosigkeit gegen Geschosse jeder Art nur noch zu Paradezwecken in einigen Ländern, Deutschland hat ihn ganz abgeschafft.

Das Wort „Ulan" dagegen ist tatarischen Ursprungs. Die Khane (= Fürsten) der Krim umgaben sich hier im Mittelalter (1441 bis 1683) mit einer Leibwache, bestehend nur aus jungen Edelleuten — den Oghlani (= junge Tapfere), die als Hauptwaffe lange Lanzen führten. Eine Bezeichnung und teilweise auch Einrichtung, die zuerst von den Türken übernommen wurde und darauf von den Polen, von letzteren unter dem Namen „ulan", die so ihre mit Lanzen bewaffneten Reitertruppen benannten. Von ihnen wieder ging dieser Name über auf andere Länder, wie Deutschland, Österreich, Rußland, Großbritannien mitsamt der charakteristischen polnischen Uniform, der „Tschapka" (polnisch: czapka = Mütze mit viereckigem Deckel) und dem kurzschößigen Rock mit zwei Reihen Knöpfen sowie den polnischen Ärmelaufschlägen — der Ulanka — und ihrer Hauptbewaffnung, der Lanze, die bekanntlich im Kriege 1870/71 den Franzosen so heillosen Schrecken einjagte...

Wie so vielfach in früheren Zeiten, so hat auch beim „Dragoner" dann die Waffe Pate gestanden. Die Waffe, die hier in Frage kommt, ist der „Dragon" — ein Mittelding zwischen einem Karabiner und einer schweren Reiterpistole, deren Mündung mit einem Drachenkopf verziert war, das Wort hergeleitet dabei vom griechischen „drakon" = Drache. Die Truppe wurde erstmalig verwendet vom Marschall Brissac in Piemont in den Jahren 1550 bis 1560 und war ursprünglich eine beritten gemachte Infanterie. Die Dragoner fanden ihrer Beweglichkeit wegen bald Aufnahme in fast allen Staaten, umgebildet zu einer sogenannten „leichten Kavallerie", die von Friedrich dem Großen als solche ausschließlich verwandt wurde, ebenso wie auch die „Husaren", deren Name auf das ungarische „huszár" zurückzuführen ist, dessen Stammform wieder das lateinische Wort „cursarius" ist, übersetzt etwa = „Unternehmer von Streifzügen, Streifereien". Aus cursarius entstand zunächst dann das italienische Wort „corsare" mit einer allerdings etwas unklaren Bedeutung, nämlich = Räuber, Seeräuber, Korsar, woraus im Kroatischen und Serbischen dann: „gursar", „gusar", „chusar" wurde und schließlich im Magyarischen: „huszár". Husar heißt eigentlich also Räuber oder Freibeuter, und es war das eine Truppe, die im Mittelalter (siehe Urkunden schon von 1421, 1449, im 30jährigen Krieg usw.) in Deutschland im schlechtesten Rufe standen. Sie gaben damals nie Pardon und erwarteten auch keinen solchen. Im Laufe der Zeit — in Preußen gebildet unter Friedrich dem Großen, dessen berühmtester Husarenführer, der General von Ziethen, aus dieser Truppe (= damals zehn Regimenter) ein erstklassiges Werkzeug machte — wurde aus den Husaren dann eine regelrechte leichte Kavallerie, bekleidet ursprünglich nach ungarischem Muster mit enganliegenden mit „Schoitasch" = Plattschnurbesatz besetzten Hosen, kurzen Wadenstiefeln, mit Schnüren besetzten kurzen Röcken (Attila) und der Heiduckenmütze (Flügelkappe). Letztere später umgewandelt in Pelzmütze mit Kolpak (= Beutel von farbigem Tuch an der Pelzmütze).

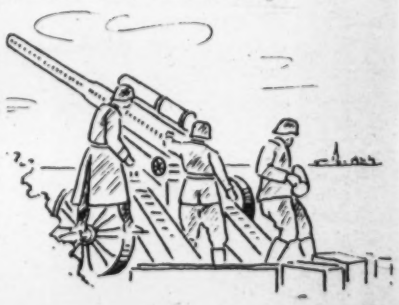
•

Und zum Schluß noch einige Worte über die

„Artillerie".

Der Ursprung des Wortes Artillerie ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Im Mittelalter sehen wir in Deutschland für die „Schleuder- oder Schießkunst" bereits das Wort „Artollerei", „Artellarey", „Arkeley" usw., hergeleitet in der Grundform wahrscheinlich von dem lateinischen „ars" = die Kunst, Kunstgriff, künstliche Maschine, und dieses Wortes Verkleinerungsform articula, woraus das spanische Wort „artilla" = „kleine Kunst" wurde. Eine „Kunst", die zu damaliger Zeit die Büchsenmeister trieben und bei der es eben „kleine Kunstgriffe" oder „kleine Geheimnisse" gab, um das mittelalterliche Geschütz richtig zu handhaben und zu bedienen, die nur den „Zunftgenossen" bekannt waren und bekanntgegeben wurden. In Brandenburg machte der Große Kurfürst diesem Privileg ein Ende, hob die „Zunft" auf und erhob die Artillerie zu einer Waffe ohne Geheimnisse!

Die Benennung „Kanonier" dagegen stammt aus Frankreich, wo wir im Jahre 1411 bereits einen „maître canonnier" sehen, der in Abwesenheit des „Stückhauptmannes für diesen die Aufsicht an den Geschützen zu übernehmen hatte. Ein Ausdruck, mit dem später in Preußen zuerst die Artillerie-Unteroffiziere belegt wurden und noch später der Mann, „der am Geschütz Dienst tut", wobei es bis heute blieb.



G. Schnarke, Major z. V. und ᛋᛋ-Sturmbannführer

Der Winterschlaf ist vorbei!

Von den 20 in Deutschland lebenden Fledermausarten halten die „Mausohren" ihren Winterschlaf in großen Gemeinschaften, am liebsten in dunklen Höhlen, wo sie sich dicht aneinanderdrängen an den Eindringlingen „aufhängen". Das Interessanteste dabei ist, daß die betreffenden Tiere alljährlich immer wieder in dem gleichen Winterquartier einkehren. So ist es den Fledermausforschern möglich geworden, nunmehr auch diese Flugtiere in derselben Weise wie man das zur Beobachtung von Wohnortwechsel und Wanderwegen bei den Störchen und anderen Vögeln zu tun pflegt, durch Beringung zu kennzeichnen. Durch die alljährliche Beringungs-Kontrolle erhält man nun auch allmählich Genaueres z. B. über das durchschnittliche Lebensalter der Fledermaus, eine Frage, die bisher noch ungeklärt war.

Hans Knothe erzählt wieder viel Interessantes, von dem du nichts weißt

Die Sonne steigt höher, die Tage sind schon wieder länger. Steckt man auch noch die Hände in die Taschen, so spürt man's doch bereits, wie einem die Sonne auf den Buckel scheint. Es wird also Frühling! Die Laubbäume sind zwar noch kahl und struppig, aber — was ist denn das? Da fliegt schon ein Zitronenfalter! Etwas ulkig sieht es ja aus, wie er so durch die Gegend taumelt. Als wenn er noch nicht ganz ausgeschlafen hätte ...

Möchte mal sehen, wie du dich benehmen würdest, wenn du den ganzen Winter über draußen im Freien, an einem trockenen Ast festgeklammert, geschlafen hättest und nun plötzlich durch die Märzsonne wachgekitzelt worden wärest! Aber Spaß beiseite: hast du dir überhaupt schon mal was bei dem Wort „Winterschlaf" gedacht? Wenn nicht, dann ist es jetzt im Vorfrühling gerade die richtige Zeit, sich mal darüber zu unterhalten. Wenn nämlich im Sommer alles grünt und blüht und jubiliert, dann sind die Wunder der Natur mit Händen zu greifen. Im Winter dagegen mit seiner lebensfeindlichen Kälte will es uns manchmal scheinen, als sei die Natur unvollkommen eingerichtet. Wenn's aber wieder Frühling wird, wollen wir erst noch einmal zurückschauen, weil es sich nämlich lohnt, festzustellen, wie gerade die jährliche Kältezeit eine Fülle von merkwürdigem Naturgeschehen offenbart, einem Geschehen, das die unerschöpfliche Lebenskraft unzähliger Daseinsformen so recht unter Beweis stellt.

Denken wir zum Beispiel an unsere Laubbäume, die durchaus nicht, wie es in wehmütigen Gedichten so gern heißt, „ihrer Blätter beraubt" worden sind, sondern die, als es kalt zu werden begann, aus eigenem Antrieb die Blätter abgestoßen haben. Warum wohl? Nun, eine ausgewachsene Birke z. B. verdunstet mit ihren etwa 200 000 Blättern den Sommer über täglich ungefähr 70 Liter Wasser, das die Wurzeln aus der Erde heraufbefördern. In Winter aber ist das Wasser in der erstarrten Erde gebunden, und die Wurzeln sind nicht imstande, es aufzusaugen, und also auch nicht in der Lage, verdunstetes Wasser zu ersetzen. Deshalb setzt die Birke auch ihre Verdunstungseinrichtungen außer Betrieb! Ja, mehr noch: Bevor die Blätter durch eine Korkschicht, die sich am Ende des Blattstiels bildet, vom Zweig abgeschnürt werden, wandert der größte Teil der in den Blättern befindlichen Aufbaustoffe in den Stamm des Baumes zurück, um im nächsten Frühjahr dann beim Aufbau der neuen Blätter wiederverwendet zu werden.

Der Zitronenfalter friert nicht.

Dieses Verhalten unserer Laubbäume erinnert stark an den Winterschlaf, wie wir ihn bei einigen höher entwickelten Tieren kennen, und an die weniger komplizierte sogenannte „Winterstarre" der Kaltblüter. Der Zitronenfalter zum Beispiel schläft in diesem Zustand meist völlig ungeschützt im Freien, ohne daß die Kälte das Lebensfünkchen in seinem Körper auszulöschen vermag. Unser Pfauenauge dagegen sucht sich geschützte Räume als Winterquartier aus; wir treffen es daher zur Winterszeit häufig in unseren Wohnungen an. Eine bestimmte Mückenart wiederum ist nicht so empfindlich; sie kann in dem Zustand der Kältestarre eine Umgebungstemperatur von —40 Grad aushalten.

Bei vielen Schmetterlingen fällt die Überwinterung in ihrem Entwicklungsstadium in der Puppe

So sieht es aus, wenn ein Winterschläfer aufwacht. In unserem Falle ist es eine Wasserfledermaus, die ihr weit aufgesperrtes Maul den neuen Frühling begrüßt.

Und da ergeben sich manchmal recht merkwürdige Erscheinungen.

Verschiedene Schmetterlingsarten haben im Jahr zwei Generationen, von denen die eine im Winter und die andere im Sommer ihr Puppenstadium durchmacht. Das führt dann dazu, daß die im Frühling auskriechenden Schmetterlinge (die Eltern) ganz anders aussehen als ihre im Spätsommer auskriechenden Kinder, deren im nächsten Frühling auskriechende Kinder dann wieder ihren „Großeltern" zum Verwechseln ähnlich sind!

Die Verschiedenheit der jeweils aufeinanderfolgenden Generationen ist so groß, daß man lange Zeit hindurch die beiden Formen überhaupt für verschiedene Schmetterlingsarten gehalten hat. ... Bis man schließlich dahinterkam, daß es die Winterkälte ist, die diesen Unterschied hervorruft, die Winterkälte, die einen merkwürdigen Einfluß auf den in der Winterpuppe sich entwickelnden Schmetterling ausübt. Hinter dieses Geheimnis aber kam man auf höchst einfache Weise: Man nahm nämlich eine Sommerpuppe des betreffenden Schmetterlings und setzte sie tieferen Temperaturen aus. Was geschah? Der Schmetterling, der später auskroch, sah plötzlich seinen Eltern (die im Winter verpuppt gewesen waren) zum Verwechseln ähnlich, während seine draußen unter normalen Sommerbedingungen schlüpfenden Geschwister, wie üblich, das Aussehen der Großeltern hatten. ... Ja, man ging sogar so weit, eine Reihe von Sommerpuppen, die sich aus den Eiern ein und desselben Schmetterlings entwickelt hatten, nacheinander verschieden tiefen Temperaturen auszusetzen, und erzielte so Schmetterlinge, die — es überhaupt noch nicht gegeben hatte, nämlich Falter, die in ihrem Aussehen eine „Mischung" aus Sommer- und Winterform darstellten.

Der richtige Winterschlaf

Während den Insekten, wie auch den Weichtieren, den Reptilien und Fischen beim Uberwintern der Umstand zugute kommt, daß sie als sogenannte Kaltblüter die Temperatur ihres Blutes derjenigen ihrer Umgebung weitestgehend anzupassen vermögen, sind die höheren Tiere als Warmblüter stets auf eine ganz bestimmte Körperwärme angewiesen.

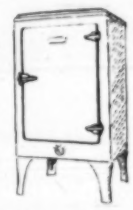
Wenn sie trotzdem einen Winterschlaf halten, so muß dieser, wenn er sie vor dem Erfrieren bewahren soll, unter besonderen Bedingungen vor sich gehen. Und daß tatsächlich eine Reihe von Säugetieren, nämlich Igel, Hamster, Fledermaus, Murmeltier und verschiedene sogenannte Schlafmäuse (von denen übrigens eine Art den schönen Namen „Siebenschläfer" bekommen hat) die kalte Winterszeit verschlafen kann, gehört mit zu den großen Geheimnissen der Natur.

Der Hamster allerdings sorgt — man ist versucht, hier einzufügen: „wie schon sein Name sagt" — dafür, daß er in seiner gut ausgepolsterten Winterhöhle stets genug Nahrung vorrätig hat, deren Aufnahme seinem Körper immer wieder die nötige Wärme zuführt. Ziemlich genau alle fünf Tage wacht er auf, frißt sich satt und schläft dann wieder ein.

Der Igel dagegen verschläft den ganzen Winter, ohne zwischendurch aufzuwachen oder gar zu fressen. Seine Körperwärme sinkt bei Eintritt des Winterschlafs von 35 Grad bis annähernd auf 0 Grad. Kommt dann aber der Augenblick, wo es in der Umgebung des Winterschläfers noch kälter zu werden beginnt, geschieht etwas sehr Merkwürdiges: die Körperwärme nimmt plötzlich wieder zu! Genährt vor allem durch das im Körper aufgespeicherte Fett, steigt sie ziemlich schnell bis annähernd zur Normalhöhe an, um dann wieder langsam abzusinken; und dieser Vorgang wiederholt sich in gewissen Abständen die ganze Winterschlafzeit hindurch und bewirkt auf wunderbare Weise, daß der Igel nicht erfriert.

Beim Igel ersetzt also das eigene Fett gewissermaßen den Hamstervorrat wärmeliefernder Nahrung. Und die Folge des winterlichen Fettverbrauchs ist dann natürlich, daß unser Stacheltier nach Beendigung des Winterschlafes beträchtlich abgenommen hat! Dieser Gewichtsverlust beträgt bei manchen Winterschläfern, z. B. bei den Murmeltieren — die gleichfalls den ganzen Winter „durchpennen" — häufig mehr als ein Drittel ihres Körpergewichtes. Das ist ebenfalls bei den merkwürdigen Fledermäusen der Fall, die auch zu unseren einheimischen Dauerschläfern zählen. Mit den Köpfchen nach unten hängend und ihre Flughäute wie einen Wintermantel um sich schlagend, überwintern sie in hohlen Bäumen, alten Gemäuern, in Höhlen und auf entlegenen Dachböden.

Fledermäuse im Eisschrank



Unsere einheimischen Fledermäuse wie auch die anderen Winterschläfer reagieren auf die eintretende Winterkälte also in der Weise, daß sie sich, obwohl sie Warmblüter sind, vorübergehend gewissermaßen in Kaltblüter verwandeln und so mit einer äußerst niedrigen Körpertemperatur auskommen. — Nun gibt es auch im tropischen Afrika, das ja keinen „Winter" kennt, eine ganze Reihe Fledermausarten. Da war es denn eine für die Wissenschaft besonders wichtige und interessante Frage: Wie reagieren diese Verwandten unserer nordischen Winterschläfer auf Kälte? Einem in Kamerun arbeitenden deutschen Zoologen, der sich besonders für die Frage interessierte, stand glücklicherweise ein — Eisschrank zur Verfügung, in dem er ein paar Afrika-Fledermäuse für kurze Zeit einsperren konnte. Da stellte sich heraus: Auch die afrikanischen Fledermäuse haben die Fähigkeit, einen „Winterschlaf" zu halten. Obwohl sie, entsprechend ihren Lebensumständen, normalerweise nie mit Kältegraden in Berührung kommen, wie sie ihre europäischen Vettern kennen, sind sie doch in der Lage, sich sofort in Kaltblüter zu verwandeln und auf diese Weise der Kälte (das heißt also in diesem Falle der künstlichen Kälte eines Eisschrankes) zu trotzen.

Von den afrikanischen Fledermäusen ist es kein großer Sprung bis zum Elefanten, auf den wir, wie auf die „großen" Tiere, zum Schluß auch noch zu sprechen kommen wollen.

Während unsere heutigen Elefanten, die ja im warmen Süden zu Hause sind, eine — wenn auch mächtig dicke — so doch ziemlich „glatte" Haut haben, war der zur Eiszeit lebende Verwandte des Elefanten, das Mammut, mit einem zottigen braunen Wintermantel bekleidet. Und genau so war es mit dem eiszeitlichen Nashorn, das darum im Gegensatz zu den heute in den Tropen lebenden Arten als „rauhhaariges Nashorn" bezeichnet wird. Daß aber auch heute noch im kalten Sibirien ein Tiger lebt, der nicht wie die indische Riesenkatze ein glattes, sondern ein dickes zottiges Fell „anhat" (so daß er eigentlich überhaupt nicht wie ein richtiger Tiger aussieht!), das werden vielleicht nur wenige von euch wissen.

Ja, die Kälte und also auch die jährlich wiederkehrende Winterkälte in unseren Breiten ruft auch bei den „großen" Tieren mancherlei merkwürdige Erscheinungen hervor. Das merken wir schon an unseren Haustieren, an Hunden und Katzen, die, wenn es kalt wird, ein sogenanntes Winterfell bekommen, das wesentlich dichter und wolliger ist als das Sommerkleid und das die Tiere dann im Frühjahr wieder verlieren. — Aber auch viele Tropentiere, Löwen und Jaguare, die Zebras, die großen Antilopen und Rinder Afrikas legen sich bei uns in der Gefangenschaft im Zoo, wenn es kalt wird, einen regelrechten Wintermantel zu. Geradezu komisch sehen dann z. B. die Kamele aus, wenn sie im Frühjahr ihren Wintermantel wieder aus-

ziehen: dann hängt das im Abwurf befindliche Haarkleid in großen Fetzten am Körper herab, und dazwischen guckt schon wieder das kurzhaarige Sommerfell hervor.
Besonders merkwürdig ist die Tatsache, daß viele Tiere zugleich mit der Dichte ihres Felles auch ihre Farbe ändern, d. h. diese der „Winterfarbe", nämlich der weißen Schneedecke, anpassen. Ihr Wintermantel stellt also zugleich eine Art Tarnkappe dar, die sie den Blicken ihrer Feinde entziehen soll. So bekommt das dunkelfarbige Schneehuhn bei der Herbstmauser (wie man das Anziehen des Wintermantels bei den Vögeln nennt) ein weißes Federkleid. Ebenso schaffen sich Polarfuchs und Schneehase für den Winter einen schönen weißen Mantel an. — Daß auch bei diesem Vorgang die entsprechende Winterkälte einen ausschlaggebenden Einfluß auf den Körper der Tiere ausübt, daß sie es gewissermaßen ist, die auf geheimnisvolle Weise das Wachsen des Winterkleides anregt, ist sicher. Aber die innere „Veranlagung" zu diesem Fellwechsel ist bei den Pelztieren doch so stark ausgebildet, daß sie auch unter veränderten Wärmeverhältnissen bei ihrer alten Gewohnheit bleiben. So hat man z. B. einmal einen Schneehasen auch winters über im warmen Stall gehalten. Und trotzdem bekam er zum Spätherbst jedes Jahr sein weißes dichtes Winterfell.

Dr. Hoffmann bannt einen bösen Geist

DIE MERKWÜRDIGE GESCHICHTE EINER GROSSEN ENTDECKUNG

Wer dieser Dr. Hoffmann war, das wird sich erst am Schluß unserer Geschichte herausstellen. Denn als damals in Jena, angeblich vom Teufel höchst persönlich, einigen Leuten die Hälse umgedreht wurden, war er nicht dabei. Übrigens liegt jenes phantastische Ereignis schon ziemlich lange zurück, genau gerechnet 226 Jahre, und die meisten Jenaer Bürger von heute würden, wenn man ihnen zum Beispiel den Namen des Schneidermeisters Heuchler oder den des Studenten Weber nennen würde, nur mit dem Kopfe schütteln. Und dabei haben diese beiden in jener berühmten Gespenstergeschichte die Hauptrolle gespielt! Man sieht also wieder einmal, wie vergänglich „Ruhm" sein kann . . .

Der Mann mit dem bösen Gewissen

Aber nun zur Sache: In einer eiskalten Winternacht des Jahres 1715 rannte, als es vom Turm gerade zwölf geschlagen hatte, durch die stockfinsteren Straßen von Jena ein kleiner dürrer Mann, eben jener Schneidermeister mit dem merkwürdigen Namen Heuchler. Ihn trieb sein böses Gewissen zur Ratswache. Und als er dort angelangt war, gab er mit schlotternden Knien und vor Angst zitternder Stimme folgendes zu Protokoll:

„Bei ihm hätte sich der Herr Studiosus Weber kürzlich einen Uberrock wenden lassen. — ‚Na und?' meinte schläfrig der Stadtknecht. — Ja, und als er dann den Rock abgeliefert habe, da hätte der Herr Weber plötzlich so bedeutungsvoll von seinem, des Schneidermeisters, Weinberghäuschen draußen vor der Stadt zu reden angefangen, und ob er auch wisse, daß er damit sein Glück machen könne. Er, der Studiosus Weber, wolle ihm dabei helfen. ‚Gib mir die Erlaubnis, eine Nacht in deinem Weinberghaus zuzubringen. Es soll dein Schade nicht sein!' — ‚Ja, aber was er denn dort mitten in der Nacht machen wolle?' — Der Studiosus habe erst nicht recht mit der Sprache herausgewollt, dann aber schließlich unter dem Siegel der allerstrengsten Verschwiegenheit mitgeteilt, daß er in dem Weinberghaus einen Schatz heben wolle. Er kenne die Formeln und Regeln der Teufelsbeschwörung, und der Erfolg, an dem er ihn selbstverständlich beteiligen wolle, sei sicher! — Kurzum, er habe sich breitschlagen lassen und dem Studiosus für diese Nacht den Schlüssel zum Weinberghaus gegeben. Aber nun lasse es ihm keine Ruhe. Und deshalb bäte er inständig und flehentlich, dem Übel, so er durch seine Einwilligung in ein derartiges Teufelswerk angerichtet, amtlicherseits Einhalt zu tun. Vielleicht sei es noch nicht zu spät."

Drei Nachtwächter ziehen los

Nachdem diese Aussage des Schneidermeisters zu Protokoll genommen war, erhielten drei amtliche Nachtwächter den Befehl, trotz der Dunkelheit sofort auszurücken und den Teufelsbeschwörer an seinem Vorhaben zu hindern.
Wie aber die drei Nachtwächter zum Weinberghäuschen kommen und nach wiederholtem vergeblichem Anklopfen die Tür gewaltsam öffnen, finden sie drinnen ein verglimmendes Kohlenfeuer und um dieses herum die Teufelsbeschwörer liegen, nämlich den Studenten sowie zwei Bauern, die sich Weber zu seinem Schutz mitgenommen hatte. Die Bauern sind tot. Der Studiosus gibt noch schwache Lebenszeichen von sich. — Voller Entsetzen eilen die Nachtwächter zur Stadt zurück, teilen dem Bürgermeister das Gesehene mit und erhalten den Befehl, wieder zum Weinberg hinaufzugehen und bis zum Morgen bei den Toten Wache zu halten.
Als dann aber der Morgen tagte und sich mehrere Ratspersonen an den grausigen Ort der nächtlichen Teufelsbeschwörung begaben, da war auch den Wächtern ein gleiches Unglück zugestoßen: der eine konnte, zusammen mit den beiden Bauern, nur noch als Leiche vom Platze getragen werden. Die zwei anderen waren erst durch wiederholtes Aderlassen ins Leben zurückzurufen. Der Student Weber schließlich, den man als ersten auf einer Misttrage ins Hospital befördert hatte, verfiel einem langen Siechtum.

„Wir haben den Teufel gesehen!"

Sehr bald war es den Jenaer Bürgern nicht mehr zweifelhaft, daß der Teufel in höchsteigener Person den Schatzgräbern sowohl als auch den Nachtwächtern auf den Leib gerückt sei und sie eigenhändig gewürgt habe. Denn die Überlebenden sagten aus, daß sie — den Leibhaftigen gesehen hätten. Kurz danach seien ihnen die Sinne vergangen . . . Zudem ergab die ärztliche Untersuchung der Leichen, daß die Körper der Opfer wie mit dunklen Striemen und Flecken, ja mit Würgemalen übersät aussahen.
Der Teufel in Jena! Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese schreckliche Kunde durch das Land. Jena, die Stadt des Teufels . . . Dem Magistrat wurde angst und bange. Sollte es wirklich wahr sein? Sollten sie diesen Schandfleck auf ihrer schönen Stadt sitzen lassen?

Dr. Hoffmann muß helfen

In ihrer Not wandte sich die Obrigkeit von Jena an den berühmten Dr. Friedrich Hoffmann, Professor an der Universität Halle und weiland Hofmedikus Seiner Majestät des Königs Friedrich I. von Preußen.
Dr. Hoffmann, dessen Name noch heute in den von ihm erfundenen „Hoffmannstropfen" fortlebt, untersuchte den Fall. In jahrelanger Arbeit stellte er nicht nur alle Tatsachen dieses Jenaer Ereignisses mit wissenschaftlicher

(Fortsetzung Seite 23)

Sparen ohne sich einzuschränken?
Ja! Zum Beispiel mit der guten Nivea-Zahnpasta! Die große Tube kostet nur 40 Pfg.

Schließlich: gespart ist gespart!

AUS DER ARBEIT DER HITLER-JUGEND

Der Weg zur Kunst

Die Aufgabe des Veranstaltungsringes der Hitler-Jugend

Wie kommen die zwischen zwölf und einundzwanzig in Tuchfühlung mit den Gütern der Kultur?
Früher war das so: Es gab Schülervorstellungen im Theater und im Konzertsaal, aber nur für die höheren Schulen, damit also nur für einen sehr engen Kreis. Die anderen? Die Volksschüler? Die Lehrlinge? Die jungen Gesellen? Sie gingen leer aus, um sie kümmerte sich keiner. Die Hitler-Jugend half sich selbst. Sie gründete den „Veranstaltungsring der Hitler-Jugend". Seine Hauptziele sind:

1. Durch sehr geringe Kosten es den Jugendlichen aller Kreise zu ermöglichen, die Werke der Kunst kennenzulernen;

Bild rechts: Sie spielen ein Andante von Mozart. Am Flügel Johannes Roß, der Leiter eines Gebietsorchesters. — Bild Mitte: Im Veranstaltungsring der HJ.: Bernd Proiß liest aus seinen Werken. — Bild unten: Die ersten Geigen aus dem Gebietsorchester

2. in enger Zusammenarbeit zwischen Künstlern und Jugendführung diejenigen Werke auf die Programme zu setzen, von denen die Jugend einen Gewinn hat und dadurch
3. jedem einzelnen unter den Jugendlichen in der Vielfalt des Erlebten die Möglichkeit zu geben, das zu finden, was die Saiten seiner Seele zum Schwingen bringt, ihn anregt und auf seinen persönlichen Weg zur Kunst führt.

Der Veranstaltungsring hat sich bis jetzt so erfolgreich gezeigt, daß er in diesem Winterhalbjahr fast in jedem Hitler-Jugend-Bann und in jedem BDM.-Untergau eingerichtet wurde. Rund 250 000 Jungen und Mädel sind bisher erfaßt. Diese Jugendlichen sind damit ständige Besucher von Theater, Konzert, Dichterlesung und Vortrag. Rechnet man die vielen Einzelbesucher hinzu, dann wird die Zahl noch weit höher.
Viele der Älteren unter uns können ein Lied davon singen,

wie leicht die Jugend durch untaugliche kulturelle Führung ihre künstlerische Erlebnisfähigkeit verlieren kann. Wer die Jugend zur Kunst führen will, muß dazu berufen sein und seine Aufgabe behutsam und in dem genauen Bewußtsein seiner großen Verantwortung lösen. Ist uns nicht allen der Fall bekannt, daß jemand bis in seine alten Tage ein Vorurteil gegen edelste Werke der Kunst nicht los werden konnte, weil er unfähige Mittler hatte?!

Die bisherige Arbeit des Veranstaltungsringes der Hitler-Jugend beweist, daß die deutsche Jugend sich hier eine Organisation geschaffen hat, die ihre Verantwortung genau kennt und daher nur mit den besten Mitteln an ihre Arbeit herangeht. Überall in Deutschland haben seit einigen Wochen die Veranstaltungen des Ringes wieder begonnen. Einen solchen Abend haben wir besucht. Unsere Bilder berichten davon.

Dr. Hoffmann bannt einen bösen Geist

(Fortsetzung von Seite 21)

Gründlichkeit zusammen, sondern durchstöberte außerdem die gesamte Literatur bis zurück zu den Schriftstellern der Griechen und Römer nach ähnlichen Vorkommnissen, in deren Mittelpunkt immer der — Kohlendampf (wie Hoffmann das gefährliche Kohlenoxyd nannte) stand. Er wies nach, daß beispielsweise schon der römische Feldherr Luctatius Catulus durch Kohlenoxyd ums Leben gekommen sei, und verwahrte sich im übrigen in tiefgründigen seitenlangen Auslassungen gegen jeglichen Teufelsaberglauben. Vielmehr sei auch in dem Falle Weber die Sache so gewesen, daß durch die Gase des Kohlenfeuers, das die Teufelsbeschwörer, um sich zu wärmen, in dem Weinberghaus entzündet hatten und das aus Mangel an Frischluft zu schwelen begann, die Beteiligten teils betäubt und teils leider getötet wurden. Auch die merkwürdigen Flecken am Körper der so Verunglückten seien eine Folge der „Kohlendampfvergiftung". Von einem Teufelsbesuch könne nicht die Rede sein.

Der „böse" Helfer

Als die Wirkung des Kohlenoxyds damals an dem Schicksal der Jenaer Teufelsbeschwörer von Dr. Friedrich Hoffmann zum erstenmal auch medizinisch-wissenschaftlich erläutert wurde, brach unter den Gelehrten ein Sturm der Entrüstung los, der schließlich in schröcklichen Streitschriften seinen Niederschlag fand und nichts weniger bezweckte, als den redlichen Hoffmann des Unglaubens zu zeihen, ihn als Teufels- und damit auch als Gottesleugner zu brandmarken.

Hoffmann und mit ihm seine Erkenntnis hat diesen Anwürfen standgehalten. Seine Bemühungen um die Aufklärung des Jenaer Unglücks sind zur Grundlage geworden für alle weiteren Forschungen auf dem Gebiet des Kohlenoxyds, dessen Wirkung — kurz zusammengefaßt — darin besteht, daß es sich beim Einatmen mit dem Blutfarbstoff verbindet und diesem die Fähigkeit nimmt, weiteren Sauerstoff aufzunehmen, so daß als Folge davon die Erstickung eintritt. Was aber noch mehr bedeutet: Die Hoffmannsche Entdeckung führte endlich zur Überwindung der Kohlenoxydgefahr: wenn man durch sachgemäßes Heizen der Öfen usw. für vollständige Verbrennung der Heizstoffe sorgt, dann kann sich das farb- und geruchlose — und darum ja so besonders heimtückische! — Gas nicht bilden.

Auch die merkwürdige Geschichte von dem Jenaer Teufelsspuk gehört also in das Buch der großen Erfindungen und Entdeckungen, von dem deutsche Forscher und Erfinder viele der wichtigsten Kapitel geschrieben haben.

H. K.

Die Aufnahmen stammen von: Bildervertrieb Schröder (11), Kriegsber. Lange (PBZ.) (1), Scherl (2), PBZ (1), Schnarke (1), von Perkhammer (6), Atlantic (5), Krause (2). — Graphische Gestaltung: Felber

Hauptschriftleiter: Wilhelm Utermann, Berlin. Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H. (Zentralverlag der NSDAP.), Zweigniederlassung Berlin SW 68. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68. — Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. 4. 1939 gültig.

Trinkt Sinalco

Seit 4 Jahrzehnten das volkstümliche Getränk

Prämiert auf Welt- und Reichsausstellungen

SINALCO AKTIENGESELLSCHAFT DETMOLD

VÖLKISCHER BEOBACHTER
ein Garant deutscher Selbstbehauptung

Spielmannszüge
durch mein
Spezialangebot
Zahlr. Anerkennung. von M.Z.F., S.S. usw.
Günst. Teilzahlung
Äußerst bill. Preislage
Fordern Sie Katal. 9 kostenlos.
Josefine Ranft
Pausa i. V.

Das Kriegsziel der Plutokratie

Mordanschlag auf das deutsche Volk

Der Präsident der Amerikanischen Friedensvereinigung, der Gettojude Theodor Nathan Kaufman, fordert offiziell die planmäßige Sterilisation des deutschen Volkes durch 20 000 international. Ärzte

Überall für 15 Pf.

Zentralverlag der NSDAP., Berlin SW 68

Kleine Ursachen –
große Wirkungen

Die meisten Zahnkrankheiten beginnen mit einem winzigen Loch im Zahn. Es kann nur durch fachmännische Behandlung beseitigt werden. Wird dies versäumt, so sind Zahnschmerzen, Zahnausfall, Magen- und Darmbeschwerden, Nieren-, Herzmuskelentzündungen und Rheuma häufige Folgen, die die Leistungsfähigkeit vermindern. Richtige Zahnpflege erhält die Zähne gesund, kaukräftig und schön und dient der Gesunderhaltung des Körpers.

Chlorodont

weist den Weg zur richtigen Zahnpflege

Verlangen Sie kostenlos von der Chlorodont-Fabrik, Dresden N 6, die Schrift „Gesundheit ist kein Zufall"

Schuhe wollen Collonil

KURZSCHRIFT
Anfänger bis 80 Silben in der Minute. Eilschrift. Förderung bis zur Redeaufnahme
MASCHINENSCHREIBEN
Anfänger bald hohe Leistungen. Leistungssteigerung für Fortgeschrittene. Briefe schön herstellen
DEUTSCH, ABER RICHTIG!
Fremdsprachen-Kurzschriften. Verlangen Sie umsonst Aufklärung über den Unterricht. Prospekt 10 »Was sagen Hunderte meiner Schüler«
SCHELLHAMMER · KURZSCHRIFT-BRIEFUNTERRICHT · BERLIN-GRUNEW.

Im „Völkischen Beobachter" erlebst du das Weltgeschehen

Facharbeiterlehrlinge
zum 1. April 1942 zur Ausbildung als Blechschlosser, Maschinenschlosser, Dreher, techn. Zeichner, Universalhobler oder Werkzeugmacher gesucht. Schlossern bietet sich unter Umständen später Tätigkeit als Monteur im In- oder Ausland. Kostenfreie Unterkunft im Lehrlingsheim wird gestellt. Bewerbungen über das zuständige Arbeitsamt erbeten an Maschinenfabrik G. Polysius A.-G., Dessau.

Anzeigenschluß
für das Aprilheft
am 10. März 1942

HAENEL-
Luftgewehre
„Sportmodell 33 und 33 jun."

Die idealen Waffen für Schulung und Sport
Von der Reichsjugendführung begutachtet u. zur Einführung empfohlen
Interessante Druckschriften 103 durch
C. G. Haenel, Suhl
Waffenfabrik

Erfinder brechen die Blockade
Von Anton Zischka. Diese Broschüre ist als Band 1 der Gruppe II: „Deutsche Arbeit", in der Schriftenreihe der NSDAP. erschienen und soll dem deutschen Volksgenossen die ihn im heutigen Schicksalskampf besonders bewegenden Lebensfragen beantworten und ihm ein selbständiges und politisch sicheres Urteil über die gegenwärtige Lage ermöglichen. Von der Blockade im Weltkrieg ausgehend, entwickelt der Verfasser das Ringen und die Freimachung der deutschen Wirtschaft von der Abhängigkeit dem Ausland gegenüber.
Preis nur 1,— RM. — In allen Buchhandlungen erhältlich.
Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachfolger G. m. b. H., Berlin.

Tell und Mars

Luftwaffen
VENUS-WAFFENWERK
Inh.: Dipl.-Ing. WILH. FOSS
ZELLA-MEHLIS

EM-GE ist das, was Sie suchen!
Luftgewehre und Luftpistolen als Einzel- und Mehrlader mit vorzügl. Schußleistung
STARTPISTOLEN
Lieferung nach Kriegsende durch d. Fachhdl.
Moritz & Gerstenberger
Waffenfabrik
Zella-Mehlis 8 (Thüringen)

MAUSER

überbietet 3 Weltrekorde

Bei einem Schießen mit Armeegewehr auf 300 Meter wurden mit Mauser-Armeegewehren insgesamt 545 Ringe, und zwar liegend 191 Ringe, knieend 177 Ringe und stehend 177 Ringe erreicht.

Damit wurden 3 Weltrekorde mit insgesamt 530 Ringen um 15 Ringe übertroffen! Immer wieder sind Mausergewehre siegreich. Darum lohnt sich's schon, auf die altbewährten Mauserwaffen zu warten, bis sie wieder einmal lieferbar sind.

MAUSER-WERKE AG OBERNDORF/NECKAR

F. OLLERICH W17

110
technische
Fach-bücher
reich illustriert, praktische Anleitungs- und Beschäftigungsbücher
für jedermann, jung und alt, für Beruf, Schule und Haus.
Jeder Band 0,75 bis 2,—RM.
Prospekt E gratis
Max Heltner-Verlag
München 22

Staatliche Ingenieurschule
Hildburghausen
Abt. A: Maschinenbau
„ B: Elektrotechnik
Thüringen — Druckschriften kostenlos

ASTRON
Fahrrad-Dynamo-Licht
Neu: Sicherungs-Verschraubung für Diebstahlschutz.
Prospekte über das große Astron-Programm durch Händler und Astron Elektro-Industrie A. Hoessle, Stuttgart-W., Rotebühlstraße 98

Glücklich ist, wer eine **SIDA KAMERA** **besitzt (RM. 1,50 oder 2,50)**

An der Front — beim Sport — zur Erholung — wird dieses deutsche Photo-Wunder wegen der herrlich scharfen Bilder und idealen Handlichkeit von vielen hunderttausend Amateuren fleißig benutzt. Sind auch Kameras vorläufig nicht mehr verfügbar, ist doch der SIDA-FILM Super-Isodux 29° / 10 Aufnahmen, besonders feinkörnig und hochempfindlich, in den einschlägigen Photogeschäften erhältlich. Wo nicht, wird Anfrage erbeten unter Angabe der Adresse Ihres Photohändlers

SIDA G. m. b. H. BERLIN-Charlottenbg. 4/96

Ingenieur-schule Mittweida
Maschinenbau mit Gabelung Leichtbau
Elektrotechnik. Druckschr. kostenlos

Hitler-Jugend-Bekleidung
lieferbar
nur gegen einzusendende Bezugsscheine

Schi-Hosen
Gr. 38, 40, 42 15,10
Gr. 44, 46, 48 17,60
Gr. 50, 52,— 20,90

Winterblusen
Gr. 38, 40, 42 14,35
Gr. 44, 46, 48 15,60

Schi-Mützen 3,50

HJ.-Braunhemd
Gr. 75.....4,87
Gr. 80.....5,13
Gr. 85.....5,65
Gr. 90.....5,65
Gr. 95.....6,24
Gr. 100.....6,56
Gr. 105.....6,56
Gr. 110.....7,08

Genua-Cord-Hosen
Gr. 38, 40, 42 8,50
Gr. 44, 46, 48 9,50

Tuch-Breeches 18,50

HJ.-Führ.-Mütze 10,50

HJ.-Trikot
Extra-Rock ..65,—

Braunhemd, 2 Kragen
7,50 u. 11,90

BDM.-Westen, gefütt.
Gr. 38, 40, 42 14,—
Gr. 44, 46, 48 15,50

BDM.-Blusen ...4,50

Achtung!!
Auf Dienststellenbescheinigung noch lieferbar kleine

Genua-Cord-Hosen
Gr. 10, 11, 12 7,45

Sommerhosen
Gr. 10, 11, 12 6,—

Uniform-Degner
Berlin SW 11
Saarlandstr. 105
Versand erfolgt nur per Nachnahme und gegen Bezugsscheine

Anzeigentexte und **Druckstöcke**
bitte nur an folgende Anschrift zu senden:
Zentralverlag der NSDAP. Frz. Eher Nachf. G. m. b. H.
Anzeigenabtlg. „Junge Welt"
Berlin SW 68, Zimmerst. 89-91

Küchenmeister Lecker sagt:

„Genau das, was wir heute brauchen!"

Herr Lecker spricht von Huber's Milcheiweißkost für Großküchen und Gemeinschaftsverpflegung; ihre Hauptvorteile sind: Hoher Nährwert, große Sättigungsfähigkeit, Vielseitigkeit in der Anwendung und kurze Kochzeit.

HUBER'S Suppen
HUBER'S Tunken
HUBER'S Nähr- und Bindemittel

Alles aus natürlichen, hochwertigen Nahrungsmitteln! Huber's Milcheiweißkost entspricht durch den hohen Eiweiß- und Vitamingehalt den neuesten Erkenntnissen der Ernährungswissenschaft und den staatlichen Richtlinien für die Gesundheitsführung des deutschen Volkes.

Alle näheren Angaben über Nährwerte, Angebote und wertvolle Hinweise für die Verwendung von Huber's Milcheiweißkost erhalten Sie auf Wunsch bereitwilligst und unverbindlich schriftlich oder durch unsere Mitarbeiter, die besonders geschulte Fachleute sind.

Nahrungsmittelfabrik

H.F.HUBER&Co.
Hamburg–Lokstedt, Osterfeldstraße 6

HUBER'S MILCHEIWEISSKOST

„KK" Wehrsport-Gewehr

GUSTLOFF-WERKE
WAFFENWERK SUHL

Sie ist bekannt in Stadt und Land die weltberühmte **„Sybilla Brand".**

Reichhaltiger Katalog 6 umsonst.

Leichte An- und Abzahlung.-Viele,viele Anerkennungen.

Josefine Ranft
Pausa I. V. 4.

Kennen Sie die Hintergründe der heutigen weltpolitischen Lage? Die „Schriftenreihe der NSDAP." wird Ihnen Auskunft geben

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Berlin

Hess-Harmonikas
Versand an Private

Katalog umsonst!

Alle Musikinstrumente so preiswert in großer Auswahl!

Alle Musik von **Hess** Nachf.
Klingenthal-Sa. 5

Heute schon für eine

Walther-Waffe sparen!

Walther-Waffen können erst nach dem Krieg wieder hergestellt werden. Wenn Sie jetzt schon dafür sparen, können Sie Ihre „WALTHER" später als einer der ersten kaufen!

WALTHER

Die Waffe der Erfolgreichen
nach dem Krieg wieder beim Fachhandel

Carl Walther, Waffenfabrik
Zella-Mehlis Thür. Nr. F/36

Baufix

Mit Maß und Ziel fotografieren,

gibt schönere Bilder und spart

Film für bessere Gelegenheiten

Perutz
PERUTZ
PERUTZ
PERUTZ